

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Disjunktion	115
Die Luftschiffahrt und das Recht. Von Friedrich Meiß	121
Ein neuer deutscher Shakespeare. Von Max Meyerfeld	128
Die Pinguine. Von Anatole France	133
Grüner im Sande. Von Maximilian Pfelffer	145
Chicago. Von Leben	146

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1909.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,
Kommandit-Ges. auf Aktien. **Berlin W. 8, Französischestr. 14.**
Kapital: 5 Millionen Mark
hat eine grosse Anzahl vorzügl. Objekte in Berlin u. Vororten zur hypothek. Beleihung zu
zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei.
U—4 Lib.

Hotel Esplanade
Berlin **Hamburg**
Neu eröffnete Häuser ersten Ranges
— Restaurant im vornehmsten Stil —
Grill-room **Five o'clock tea**

Neues Schauspielhaus | **Grand Hotel Excelsior**
Nollendorfsplatz | Anhalter Bahnhof
Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

EXCELSIOR
Café-, Wein- u. Bier-Restaurant. **Friedrichstrasse 67.**
Taubenstr. 15 u. Mohrenstr. 49.

Hamburg. **HAMBURGER HOF**
Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster
Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.
Gänzlich renoviert **Feine Französische Küche**
Neue Direktion.

Alle Waffen
sind



staatlich
geprüft

Fabrik Nr.
1000000 u. portofrei.

Sämtliche existierende, bezüglich exakter Arbeit
und vorzüglicher Schussleistung unübertroffene
Schusswaffen als Jagd- u. Scheibengewahre,
automatisch-Regulier-Büchsen
u. Pistolen, Luftwaffen, Teschies, Revolver sowie
sämtliche Jagdgerätschaften liefert die
Deutsche Waffenfabrik Georg Knaak
Berlin SW. 48, Friedrichstrasse 240-241.

Mädler's Patent-Koffer
Reise-Artikel **Hochfeine Lederwaren**
MORITZ MÄDLER

Leipzig
Fleisserstr. 8

Berlin
Leipzigerstr. 101/2

Hamburg
Neuerwall 84

Frankfurt a. M.
Kaiserstr. 29

Preisliste gratis: Moritz Mädler, Leipzig-Lindenau.



Berlin, den 24. April 1909.

Disjunktur.

„Ich traue meinen Augen nicht: Sie hier an der Charlottenburger Chaussee! Ich denke, Sie atmen im rosigen Licht der Riviera?“

„Seit gestern zurück. Aber sehen Sie nur, was hier vorgeht. Pflanzung geschaffen, Umzäunung abgesteckt, Boden ausgehoben, alle Vorbereitungen zu einem Denkmal. Heiliger Korfuus! Ich hätte doch unten bleiben sollen.“

„Hatten Sie gutes Wetter? Hier wars schändlich. Nichts als graue Tage, da ‚form- und gestaltlos‘ die Welt um den Ermatteten lag und ich über mein Ich, des unbefriedigten Geistes düstere Wege zu späh’n, tief in Betrachtung versank.“

„Donnerwetter, haben Sie ein Gedächtniß! Noch dazu eine so verschmizt konstruierte Stelle. Ja, Ihr Literaturmenschen seid Alle so sensibel.“

„Na, ein Geschäftsmann muß doch auch witterungsempfindlich sein. Ist Das nicht die *partio divino* Ihrer Thätigkeit, dieses irrationelle Ahnen der Richtung, in der die Reise geht?“

„Schon richtig; aber sagen Sie, mein Lieber, was Sie von der politischen Konjunktur halten?“

„Daß die Konjunktur eine Disjunktur ist.“

„Ich danke Ihnen für das Bonmot; mit Ihrer Erlaubniß werde ich es in Kommission nehmen. Aber darf ich um Näheres bitten? Einstweilen muß ich noch sagen: Herr, dunkel ist der Rede Sinn.“

„Disjungere: auseinanderbinden. Meinetwegen können Sie auch ‚entbinden‘ sagen, weil ein Neues entsteht . . .“

„Ja, übrigens diese arme Königin! Die Situation ist doch sehr delikat und das lange Gerede sehr undelikat. Ich bin schon ganz nervös.“

„Obwohl Sie doch nicht direkt betheiligt sind.“

„Leider nein; aber bitte, Sie waren eben etymologisch geworden.“

„Entschuldigen Sie die Pedanterie. Unserer ist immer glücklich, wenn er die internationale Situation in eine Formel gebracht hat. Nun, Sie können an Alles Mögliche denken.“

„So. Wo sehen Sie denn die Disjunktur? In Eduards Ententesystem?“

„Gewiß. Auch darin. Sie wissen, daß ich den King bewundere. Er hat kaufmännische Grundsätze in den internationalen Verkehr eingeführt. Will ich heute Geschäfte machen, hat er sich gesagt, dann muß ich reell sein oder mir wenigstens den Ruf der Reellität erwerben. Das ‚Veni, vidi, vici‘ überlasse ich Anderen: ich halte mich an das ‚Do ut des‘. Es klingt simpel, fast antürlich, aber es zieht die Rundtschaft herbei. Für Frankreich Marokko und einen fetten Bissen in Siam, für Rußland einen Theil in Persien und die Hoffnung auf die Oeffnung der Dardanellen, für Japan einen siegreichen Krieg und Prestigeverstärkung, für Alle die bons offices meiner geschickten Vermittelung und, wenns noththut, pounds, shillings, pence. Sind keine wirklichen Werthe da, dann illusionäre. Langfristige Wechsel. England hat sich ja überall Ansprüche geschaffen, die es zu Kompensationen benutzen kann. Aber die Hauptsache ist, als solide Firma zu gelten. Leben und leben lassen. Ich bin nicht umsonst ci-devant viveur. Mit der vormärzlichen Taktik der Diplomatie gehts nicht mehr; die Zeit der metternichtigen Kniffe, der persönlichen Ueberlistungen und Ueberrumpelungen ist vorüber.“

„Stimmt. Die Politik des ‚Finassirens‘, sagt Bülow.“

„Ja, er hat wohl während der Marokkosache ein Haar darin gefunden. Erst desinteressirter Gentleman, dann, als nach Mugden, die Gelegenheit günstig schien, ‚gicpiz‘, dann wieder Seelenadel markiren: so gehts natürlich nicht. Eduard hats übrigens schwerer; das Kabinet ist immerhin eine Belastung. Und dann funktionieren die Exekutivorgane nicht glatt genug. Auf dem Balkan wurde in der ersten Zeit des Serbentummels zu heftig geputcht und die londoner Presse war lauter als nöthig. Der König hats bald gemerkt und nach Kräften abgewiegelt. Mißgriffe wie die des Sir Thomas Barclay in Wien sind natürlich fatal. Die englische Politik gilt jetzt schon ein Wenig als Ferment der Dekomposition für Europa. Beinahe als wilhelminisch.“

„Erste Periode, heißt Das. Liegt weit hinter uns.“

„Hoffen wir das Beste. In Konstantinopel übte auch mal Jemand weise Zurückhaltung und jetzt haben wir den Salat. Der Fall Schlieffen und die Depesche an Radolin mahnen zur Vorsicht. Und ist Ihnen nicht aufgefallen, wie viele Kaiserretter erstehen? Nie ist ein Herrscher so oft gerettet worden. Stein, Martin, Braschma, Spee . . . wer nennet ihre Namen? Und schließlich noch, etwas post festum, Bernhard selbst. Kein Mensch hatte vernehm-

lich von Wilhelm dem Zweiten gesprochen; da ruft er plötzlich mit drohender Entrüstung: „Meine Herren, lassen Sie den Kaiser aus der Debatte!“ Und der Reichstag, der wiehert, wenn ein Redner sich verspricht, bleibt stöckernst. Was wohl der alte Wilhelm gesagt haben würde, wenn Bismarck ihm vor versammeltem Volk „Großherzigkeit“ attestiert hätte? Also: wir wollen den Tag nicht vor dem Abend loben.“

„Besser ist's aber doch geworden. Das werden Sie selbst als gewerbmäßiger Rörgler nicht leugnen.“

„Gewiß nicht. Die Stille ist sehr wohlthuend. Und die Wendung der auswärtigen Politik hat bewiesen, daß die November-Auseinandersetzung notwendig und heilsam war. Zum ersten Mal seit langen Jahren eine Aktion mit festem Ziel und klaren Richtlinien, einheitlich geleitet und ohne „Impulse“. Die ganze Nation wußte, was die Leitenden wollten, und Diese wußten es auch. Und sehen Sie: nun wurde die englische Politik impulsiv. Unsere Ruhe erzeugte jenseits des Kanals Unruhe. Man kann auch den Willen zur Anpassung zu weit treiben; mir schien manchmal, die britische Diplomatie sei nicht elastisch, sondern labil. Sie will jeder Wendung folgen und so entsteht der Zickzack, der die Nation verblüfft. Die Panik, die jetzt drüben die Köpfe umnebelt, ist zum Theil auch ein Ergebnis der Empfindung, daß der Steuermann nervös geworden ist.“

„Ueberschätzen Sie diese angebliche Panik nicht? Es liegt in unserer Zeitungstechnik, daß sie übertreiben muß. Und sie übertreibt hier besonders kräftig, weil der Gedanke, daß John Bull sich vor uns fürchtet, Richards unsicherem Selbstgefühl sehr schmeichelhaft ist. „Die Kinder, sie hören es gerne.“ Man darf nicht vergessen, wie viel unionistische Wache ist. Wer weiß, ob nicht die Meldung von Japans Kündigung aus dem Lager Balfours stamme?“

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich, denn die Wirkung ließ sich zu leicht paralyfieren. Immerhin scheint die japanische Staatskunst einen psychologischen Moment zu wittern. In der englischen Psyche geht eine gewisse Disjunktur vor (Sie sehen: ich tummle mein Stiefenpferd). Dies ist der Augenblick, um bessere Bedingungen zu erzielen. Die Demonstration einer Kündigung mag wohl geplant sein; ob die englischen Staatsmänner sich bluffen lassen, ist eine andere Frage. Sie werden sich schwerlich einreden lassen, daß Japan sich nach einer splendid isolation lehne. Immerhin liegen solche freundschaftlichen Expressionsversuche im Wesen der Ententepolitik; sie ist nun einmal, um mit Caprivi zu sprechen, kompliziert; und der Mörtel der haine commune allein kittet nicht fest genug. Politische Geschäftsleute großen Stils stellen natürlich auch völkische und dynastische Sympathien und Antipathien in ihre Rechnung ein: aber schließlich muß immer Etwas dabei heraussehen.“

„Sind Sie nicht der Ansicht, daß Japans Vorgehen für uns lehrreich werden könnte? Ist jetzt nicht vielleicht der Augenblick gekommen, wo sich

eine billige Verständigung mit England herbeiführen liege? Schließlich giebt es doch für uns nur eine wirkliche Gefahr, die natürlich für England nicht minder gefährlich ist. Oder finden Sie auch, daß es für uns demüthigend wäre, in Verhandlungen über den Rüstungsmodus einzutreten?"

„Als wir das Metermaß einführen wollten, schrieb die Kreuzzeitung, die Thatfache, daß wir uns dieses Maß von Frankreich ausdängen ließen, sei eine große sittliche Demüthigung. Mehr brauche ich Ihnen zur Kennzeichnung des Argumentes kaum zu sagen. Wir haben, wenn wir der ausländischen Presse glauben dürfen, soeben einen überzeugenden Beweis unserer Macht erbracht; König Eduard hat gesehen, daß er auf Granit beißt; das englische Volk erkennt uns als vollwerthig an: warum sollten wir nicht über die Möglichkeit verhandeln, ein Rüstungsverhältniß zu finden? So geht's ja doch nicht weiter: dem Schrecken ohne Ende muß das Ende mit Schrecken folgen. Die ganze europäische Politik steht im Zeichen der deutsch-englischen Rivalität. Lesen Sie die Meldungen vom Balkan: jedes neue Ereigniß wird entweder deutschen oder englischen Einflüssen zugeschrieben. Nicht unser Verhältniß zu Frankreich: unser Verhältniß zu England ist der Pivoot. Vielleicht war es gar nicht so unklug, jede Debatte über die Rüstungsfrage abzulehnen, wie es in Kronberg geschah, wenn man eine Verbesserung unserer Situation abwarten wollte. Heut wäre es geradezu frivol, sich unentwegt zu geben. Wir trachten danach, uns realpolitische Alluren zu geben, und bestreben uns, die Politik als Geschäft zu behandeln. Nun, wer findet es denn demüthigend für ein Syndikat, mit einem Konkurrenzunternehmen ein Abkommen zu schließen, das den Markt sichert und die Produktionskosten verbilligt? Niemand. Das ist cant und schlechter cant dazu, weil er einen Phrasenschleier über Dinge deckt, die wir sehen müssen, wie sie sind, wenn wir die Selbstverblendung nicht theuer bezahlen wollen.“

„Ganz meine Ansicht; aber sprechen Sie nicht etwas leichtthin von Frankreich? Ich meine, die Republik ist doch tulle quelle eine imponirende Macht, mit der man gern in gutem Einvernehmen lebt.“

„Ich bin gewiß der Letzte, der Etwas dagegen einzuwenden hätte, wenn die Renanstimmung (vor anno 70) drüben wiederkehrte. Aber ich sehe keine Anzeichen und gebe Ihnen zu bedenken, ob es vom Standpunkt der sogenannten großen Politik aus wünschenswerth wäre. Nehmen Sie an, wir wären mit Frankreich ein Herz und eine Seele, unsere Differenzen mit England aber dauerten und eines unschönen Tages überfiele die britische Armada unsere Flotte und blockirte unsere Häfen. (Angelündet ist uns ja eine solche Ueber-
raschung bereits.) Wie sollten wir uns schadlos halten als dadurch, daß wir Frankreich mit Krieg überzögen? Bellum inferre alleui, sagten wir in der Tertia, wenn wir dem Nachbar das Diarium um die Ohren schlugen. Das klingt brutal und ein Diplomat dürfte es nicht aussprechen, doch läßt sich gegen diese Rech-

nung sehr wenig einwenden: wir dürfen uns mit Frankreich nicht versöhnen, wenn wir nicht vorher mit England ein sicheres Abkommen vereinbart haben."

"Und Sie glauben nicht, daß wir von Frankreich bedroht werden?"

"Ich glaube auch dort an eine innere Disjunktur. Der Hirt der Beamten mit den Arbeitern, die Disziplinwidrigkeiten in Armee und Marine, die Verachtung der quinze mille-Parlamentarier: das Alles sind doch Anzeichen der Zersetzung. Clemenceau, der Mann, der 'Les plus forts' geschrieben hat, weiß genau, warum er sein Temperament zügelt. Auch um Karosko hätten die Franzosen nicht die Plempe gezogen. So lange die Kolonialtruppen ausreichen, wird Fanfare geblasen. Wenn aber das Volk aufstehen und der Sturm losbrechen soll, dann schweigen alle Flöten. Unsere Nachbarn sind charmant, aber milde. Die Skeptiker, von Montaigne bis auf Anatole France, haben nicht umsonst gelebt."

"Mag sein, aber sehen Sie nicht in Deutschland ganz die selben Entartungssymptome? Millionen Egoismen drängen sich im Daseinskampf und die Rücksicht auf das gemeine Wohl ist nur noch eine Valeur für Leitartikel. Die Richter haben einen Verein gebildet und die Beamten schließen sich zu einem Beamtenwahlverein zusammen. Offiziell, um die heiligsten Güter zu wahren; in Wirklichkeit aber doch nur, um ihre materielle und soziale Lage zu verbessern. Das ist berechtigt; aber wohin führt diese Entwicklung? Frankreichs Gegenwart ist unsere Zukunft."

"Verzeihen Sie, aber Das ist doch nicht sicher. Daß die Tendenz vorhanden ist, gebe ich Ihnen zu. Ob aber das Tempo der Bewegung eben so schnell sein wird, ob sie nicht innehält und wo sie vielleicht innehält? Das hängt von vielen Faktoren, von Tradition, Volkscharakter, Wirthschaftslage und dem Grade der staatlichen Fürsorge ab. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich in die Ruhmesposaune stoße, aber wir müssen uns auch unserer Vorzüge bewußt bleiben; und dürfen es um so mehr, als wir ja nicht vergessen, daß wir les défauts de nos vertus haben. Wir besitzen doch noch mehr innere Konsistenz. Und Eins ist sicher: daß bei einer Mobilmachung der nationale Apparat prompt funktionieren wird."

"Und der Gedanke an einen Krieg mit zwei Fronten schreckt Sie nicht? Kengstliche Patrioten prophezeien doch, daß sehr bald der Ruf 'Revanche für Buchlau!' ertönen werde. Und wenn man jetzt die russische Presse liest..."

"Ohnmächtiges Toben, das uns nicht schrecken kann. Der Zar wird sich hüten, die kaum in Banden geschlagene Hydra des Terrorismus zu entlassen. Wenn England nicht mitmacht, ist nichts zu befürchten. Ceterum censeo..."

"Sie mögen Recht haben, aber die Situation wechselt doch jetzt zu sehr, um eine immerhin heikle Akt'on zu beginnen. Das ist ja das teine Karos'op, dieser Balkan."

"So sehr verwunderlich sind die Ereignisse doch nicht gerade. Konnte

ein unbefangener Beobachter glauben, daß sich eine Jahrhunderte alte Theokratie über Nacht in eine Demokratie umwandeln lasse? Daß der Glaubensstolz und der Hossenhochmuth der Mohammedaner den Christenbunden gegenüber in eine Bruderliebespolitik willigen werde? Die hat selbst in Schleswig abgewirthschaftet. Ließ sich erwarten, daß die mohammedanischen Soldaten sich dem Kommando christlicher Offiziere unterordnen würden? Daß die Serben auf die großserbische, die Griechen auf die großgriechische „Idee“ verzichteten, die Bulgaren den Traum von San Stefano aufgeben würden? Um aus diesem Chaos einen Kosmos zu schaffen, dazu hätte es der klügsten und stärksten Politik bedurft. Die Mitglieder des Komitees waren Verschwörer, aber keine Politiker. Und die Gedanken der „Liberalen Union“ sind vollends unsinnig; die Decentralisirung würde in kürzester Frist zum Zerfall des Reiches führen.“

„Sie glauben also nicht mehr an das Erstehen einer starken Türkei?“

„Ich glaube an eine Periode der inneren Guerilla, der militärischen Pronunziamentos und an die Auflösung des Osmanischen Reiches. Der Sultan hat geschickt gespielt, sein die Träfte gezogen (denn die Revolution des gemeinen Mannes ist ein Schlagwort, das sich allzu sehr an die äußere Erscheinung hält), aber er ist alt, krank und seiner Göttlichkeit ein für alle Mal entkleidet. Ob von den Wagnaten viel zu erwarten ist? Das Parlament ist buntschedig, unerfahren und undisziplinirt. Die Regeneration aber mühte rasch erfolgen, denn die Türkei liegt nicht auf einer seligen Insel mitten im Weltmeer. Schon schielt Serbien nach dem Sandschak, der neuen Chance f.oh; schon bedrohen die Bulgaren Makedonien. Und die Mächte? Den meisten könnte, quoiqu'on die, wie Alceft sagt, eine starke Türkei nur sehr unbecquem sein. Die wird der Donaumonarchie den südöstlichen Expansionsdrang hemmen und hier liegt Oesterreichs weltwirthschaftliche Zukunft; sie würde den Italienern die Hoffnung rauben, je das östliche Ufer des Adriatischen Meeres zu gewinnen, das sie heute schon „mare nostro“ nennen; sie würde Rußlands Hoffnungen auf die Oeffnung der Dardanellen endgiltig vereiteln; sie würde durch ihre Existenz allein die panislamische Bewegung kräftigen und den Engländern in Indien und Egypten Schwierigkeiten bereiten.“

„Wenn Sie Recht haben, dann ist es noch ein Glück, daß Eifersucht und Furcht die Mächte lähmen. Man nennt Das ja wohl neuerdings das System der Gegengewichte.“

„Mag sein, daß es ein Glück ist. Das ist ein weites Feld. Für uns aber gilt es, die Disjunktur zur Konjunktur zu machen.“

„Gut, daß Sie mich ans Geschäft erinnern. Ich habe mich ganz verschwagt; jezt muß ich aber ins Joch. Bete und arbete oder bloß arbete, sagt der Berliner.“

„Strenuous life! sagt der bierehrliche Teddy. Den sollten Sie als Chef der Reklameabtheilung anstellen. Guten Morgen!“

Die Luftschiffahrt und das Recht.

Wenn die Luftschiffahrt mit dem Recht in Zusammenhang gebracht wird, so ist die erste Frage auf vielen Lippen wohl die eines Zweifels; Viele werden sagen, diese modernste Technik des Luftfluges und des Luftfahrens habe mit der Rechtswissenschaft wohl kaum Etwas zu thun. Doch der Zweifel ist unbegründet. Das Recht ist bei allen menschlichen Geschäften interessiert, weil aus ihnen sofort Fragen juristischer Art entstehen können, und sein Einfluß ist um so größer, je weniger die Gesetzgebung eingegriffen hat. Das Recht ist im Gegensatz zur Gesetzgebung völlig lückenlos und allgegenwärtig; und so darf man sich nicht darüber wundern, daß auch die Juristen sich um die Luftschiffahrt kümmern. Sie ist ja mehr als eine bloße Liebhaberei des Sports, sondern erscheint juristisch als das modernste Theilstück des Verkehrsrechtes. Freilich giebt es sogar in der Kunst der Juristen Leute, die auf das moderne Recht, das sich gerade und speziell auch mit den Schöpfungen der heutigen Technik beschäftigt (man denke auch an das Patentrecht), stolz herabsehen, giebt es auch heute noch Leute, die literarische Arbeiten darüber nicht beachten oder in trockenem Ton sympathielos erwähnen. Das sind die selben Juristen, die in eine Art Vergiftung gerathen, wenn ein rein historisches Thema abgehandelt wird; ihre enthusiastische Stimmung steigert sich dabei oft um so mehr, je geringer die praktische Bedeutung solcher Ausführungen für das Leben ist. Den wesentlich historisch angelegten Juristen klingt eben bei der Erörterung einer antiquarischen oder einer Pfahlbauten-Frage die gleichgestimmte Seele mit und das Recht, das unter ihren Augen geboren wird, flößt ihnen kein Interesse ein: es ist zu jung, es trägt gewissermaßen noch kein Altenzeichen und auf ihm lagert kein Archivstaub. Aber wie es zweifellos Sache der Rechtswissenschaft ist, die Thatbestände der früheren Jahrhunderte, die daraus hervorgegangenen Beziehungen juristischer Art und den ganzen Ablauf der Rechtsgeschichte zu untersuchen und sorgsam zu studiren, so muß es auch als ihre Aufgabe bezeichnet werden, die rechtlichen Fragen zu beantworten, die im modernen und modernsten Leben entstehen. Und dazu gehören auch die Verhältnisse, die durch die Benützung und den Betrieb von Luftschiffen geschaffen werden. Daher giebt es mit gutem Grund neben den Paläontologen, die gewissermaßen die ausgestorbenen Lebewesen der Jurisprudenz (einzelne Spezialisten bleiben besonders gern an dem Kirchengemäuer des Mittelalters stehen) pflegen, auch solche, die, ohne das Studium der geschichtlichen Humusschichten zu vergessen, den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf die Neuzeit verlegen. Unter diesen Juristen kommen auch solche vor, die sich bemühen, ihr Augenmerk auf die gewaltigen Welterungen des Verkehrsrechtes und auf die Bedürfnisse des internationalen Rechtes zu richten. Und dabei kann es geschehen, daß sogar Fragen

geprüft werden, bevor sie überhaupt praktisch werden: Dies ist ein Umstand, der die Rechtsantiquare besonders peinlich berührt. Doch ich meine, daß in Ausnahmefällen die Jurisprudenz auch vorschauend arbeiten und wirken dürfte.

Welche Berührungen hat denn nun die Luftschiffahrt mit dem Recht? Sie sind geradezu zahllos; denn jede neue Erscheinung gelangt, sobald sie im Verkehr praktisch wird, in ein juristisches Schema, das für alle Fälle parat steht, und die Frage ist nur die, ob es für sie auch passe. Die Luftschiffahrt interessiert das Privatrecht, Verwaltungsrecht, Strafrecht, Völkerrecht. Aber da erhebt sich sofort eine gewichtige Vorfrage. An welche Institute des bisherigen Rechtslebens soll man sich hier anlehnen, sobald das Leben „schöne Fragen“ aufwirft, wie die Juristen dann zu sagen pflegen, wenn neue und doch noch nicht definitiv erledigte Probleme an sie herantreten? Gibt es, zum Beispiel, ein Recht des Fliegens in der Luft? Kann man ohne Erlaubnis das Lustmeer des fremden Staates betreten? Welche Folgen entstehen, wenn ein Mensch auf Flugmaschinen oder in Luftschiffen verletzt wird, wenn Rechtsgüter auf der Erde aus der Höhe der Luft oder auf der Erde beim Landen zerstört oder beschädigt werden? Und welchem Strafrecht unterstehen verbrecherische Handlungen, die von oben aus der Luft gegen die Erde (und deren Einwohner und Rechtsgüter) verübt werden? Schon die Vorfrage, aus welchen Quellen die Entscheidung zu schöpfen sei, reizt zur Diskussion; sie greift, wie man beinahe sagen kann, an die Wurzel des Rechtes heran. Ist der Richter auf die Paragraphen des bestehenden Gesetzes (etwa des Bürgerlichen Gesetzbuches) eingeschworen, muß er also die neuen Thatbestände der Luftschiffahrt den bestehenden, generell aufgestellten Schemata anpassen oder kann er sagen, daß er aus der Tiefe seines Rechtsgefühls auf sie das Recht anwende, das ihnen nach der modernen Anschauung entspricht? Das neue schweizerische Zivilgesetzbuch (das am ersten Januar 1912 in Kraft treten wird) kennt ein sehr einfaches Mittel, das den Richter zum modernen Gesetzgeber erhebt, sobald er sich vom Gesetz oder vom Gewohnheitsrecht verlassen fühlt: er steigt vom Richterstuhl auf den Stuhl des Gesetzgebers; denn Artikel Eins sagt: „Der Richter entscheidet dann nach der Regel, die er als Gesetzgeber aufstellen würde“. Die gewissenhafte Ausführung dieser nach meiner Ansicht sehr gewagten Vorschrift (gegen deren Annahme ich geschrieben habe) setzt fein gebildete Richter voraus und meine Zweifel, daß es in der Schweiz und an einzelnen anderen Orten manchmal daran fehle, sind nicht gehoben. Doch lassen sie sich wohl (wenn nicht beseitigen, so doch) mildern, wenn die Personen, denen die Lösung der schweren Aufgabe zufällt, sich mit dem nöthigen Wissen, großer Lebenserfahrung und detaillirten Kenntnissen ausrüsten. Ich kann nur wünschen, daß diese nöthigen Voraussetzungen für eine glückliche Ueberwindung der betonten Schwierigkeiten wirklich geschaffen werden; auch im Interesse der durch die Aeronautik herbeigeführten Rechtsfragen und Prozesse.

Wenn wir einmal von der besprochenen Vorfrage und der Art ihrer Beachtung absehen: wie muß sich denn der Beamte und der Richter helfen, wenn er sich mit der Luftschiffahrt korrekt auseinanderzusetzen will? Ein Recht des Fliegens in den Läften oder eines allgemeinen Fahr- und Wegrechtes für Luftschiffe giebt es nicht. Der Staat hat das Recht, aus Gründen seiner eigenen Sicherheit und der seiner Einwohner Beschränkungen aufzulegen, also das Polizeirecht gelten zu lassen. Nur ist die Ausübung dieses Rechtes hier nicht ganz einfach, da die Polizeisoldaten in der Luft nicht so leicht Posten fassen können. Bezeichnend ist denn auch, daß von Anfang an ein privater Verein (der Internationale Luftschiffer-Verband) die Ordnung einzelner Fragen versucht hat. Unter dem angegebenen Namen ist eine Vereinigung gegründet worden, die allerdings die Luftschiffahrt zunächst als Sport behandelt. Dabei wird für jedes Land nur „eine einzige Sportmacht“ anerkannt. Die Satzungen bieten bestimmte Vorschriften, die unter dem Vorbehalt nationaler Reglements gelten. Sie sind sehr interessant und juristisch besonders beachtenswerth, weil man sagen kann, daß ein internationaler Verein die Bewältigung einer Aufgabe versuchte, die für den Staat oder die Staaten zunächst zu schwierig erschien. Später wird aber die staatliche Polizei genöthigt sein, selbst Reglements auszuarbeiten; dann wird die Vortarbeit der Vereinigung als gute Basis zu benutzen sein. Diese in Sicht stehende Bildung neuen Rechtes auf Grund privater Vorgänge verdient gewiß Beachtung.

Wie ist die privatrechtliche Stellung der Inhaber von Ballons und Luftschiffen, wenn diese Fahrzeuge zu Transportfahrten oder Luftausflügen dienen? Man muß genau unterscheiden. Wer auf Ballons, auf Aeroplanen, auf Flugmaschinen mitfährt (als Gast oder als zahlender Reisender), muß angesehen werden wie Einer, der auf eigene Gefahr handelt. Warum? Die Flugmaschinen sind wenigstens heute noch sehr unsicher; wer sie dennoch benutzt, muß wissen, daß er Etwas wagt. Juristisch müßte man den Gedanken korrekt so ausdrücken: in dem Gestalten des Mitfahrens oder Mitfliegens liegt nicht der Abschluß eines (obligationenrechtlichen) Vertrages, sondern eine nur tatsächliche Handlung. Die Frage machte in Deutschland Schwierigkeiten, als Jemand, der aus Freundlichkeit die Bewilligung erhalten hatte, auf einem Fahrwerk mitzufahren, unter Berufung auf § 813 BGB eine Entschädigung für einen dabei erlittenen Unfall forderte und durch Gerichtspruch erhielt. Der „Thienparagraphe“ wurde dann durch die Novelle vom dreißigsten Mai 1908 abgeändert (hier ist bekanntlich das erste Loch, das in das neue BGB gebohrt wurde). Die Novelle spricht natürlich nicht etwa von Flugmaschinen; aber ich meine, der Gedanke, der zur Modifikation des Gesetzbuches führte, mußte auch für die auf Flugmaschinen Mitfahrenden gelten, sogar, wenn sie ein Fahrgeld entrichten. Gewiß läßt sich darüber streiten und meine Meinung entspricht durch-

aus nicht dem Formular, das nach dem bestehenden Recht maßgebend wäre. Man könnte höchstens noch an den Fall denken, daß der Inhaber des Ballons oder der Flugmaschine arglistig oder fahrlässig handelt; in anderen Fällen würde ich eine Haftpflicht für Tötung und Verletzung nicht als dem Recht entsprechend ansehen. Ganz anders würde ich entscheiden, wenn es sich um eine entgeltliche Fahrt auf Luftschiffen handelt, zu der, nach staatlicher Prüfung, das Publikum eingeladen worden ist. Hier handelt es sich um reguläre moderne Verkehrseinrichtungen, zu denen man nach den Probefahrten vollkommenes Vertrauen haben kann. Deshalb ist in diesem Fall grundsätzlich anders als in den vorhin erwähnten zu entscheiden.

Wie steht die Sache, wenn Rechtsgüter auf der Erde von den neuen Fahrzeugen von der Luft herab beschädigt oder Menschen verletzt oder getötet werden? Die gewöhnlichen Normen außervertraglicher Schädigungen sind anzuerkennen. Das ist gewiß richtig; aber sofort entsteht die Frage, ob dieser Rechtsschutz nicht auszureichen sei, gerade wie es bei den Eisenbahnen geschah und wie es auch bei den Automobilen mehrfach versucht wird. Ich würde die Frage bejahen.

Man muß übrigens nicht glauben, daß nur das eigentliche Verkehrsrecht an den Luftschiffen interessiert sei. Auch die Civilstandsverhältnisse der Geburt und des Todes können in der Aeronautil zu praktischer Bedeutung kommen; einstweilen sind freilich Todesfälle in Flugmaschinen öfter zu verzeichnen als Geburten. Immerhin darf darauf hingewiesen werden, daß ein französischer Jurist (Fauchille) gewissenhaft und sorgsam genug war, auch die Geburten in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Ferner kann die luftrechtliche Verschollenheit und Todeserklärung in Betracht kommen, da man in Luftballons nach gemachten Erfahrungen für immer verschwinden kann, ohne daß die Welt weiß oder anzugeben vermag, wohin. Dann entsteht die Frage, ob die Bestimmungen des gewöhnlichen Privatrechts für das Luftrecht passen oder ob namentlich nicht die Fristen abgekürzt werden müssen. Endlich können Ballons oder Ballonbestandtheile gefunden werden. Darf dann der Finder von dem Werthe der Sache den Finderlohn beanspruchen, der, zum Beispiel, in § 971 BGB vorgesehen ist? Das würde doch kaum passen.

Die Luftschiffahrt kann auch mit dem Patentrecht in Berührung kommen. Wenn Aerplane, Ballons, Luftschiffe in den Lustkreis fremder Staatsgebiete hinüberfliegen und dort sich für kurze Zeit auf die feste Erde niederlassen, so fragt es sich, ob in diesem Gebiete ertheilte Patente auch gegen solche Einrichtungen ausländischer Provenienz verwertet werden können. Die Frage ist zu verneinen. So haben denn auch verschiedene Patentgesetze (auch das Gesetz des Deutschen Reiches) ausdrücklich bestimmt, daß die Wirkung der Patente sich nicht auf Einrichtungen von Fahrzeugen erstreckt, „welche nur vorübergehend

in das Inland gelangen“. Darunter fallen auch die Motore, Signale, Beleuchtungseinrichtungen, Feuerlöschapparate. Solche Fahrzeuge nehmen das Recht des Staates, in dem ihre Inhaber wohnen oder „den Sitz haben“, gewissermaßen in das Ausland mit sich. Der Gedanke läßt sich auch anders ausdrücken: diese modernsten ausländischen Fahrzeuge, die in einem andern Staat nur einen Besuch abstatten, haben eine Art gesetzlicher Lizenz, die ihnen gestattet, ohne Gefahr auch solche Einrichtungen zeitweilig zu benutzen, die dort patentirt sind. Von ähnlichen Gesichtspunkten sind auch Bestimmungen einzelner Patentgesetze ausgegangen, wenn sie die Wirkung inländischer Patente gegenüber solchen Objekten und Einrichtungen ausschlossen, die in internationalen Ausstellungen dem Publikum gezeigt werden. Das that das nordamerikanische und das schweizerische Patentgesetz. Auch diese Frage kann bei Ausstellungen von aeronautischen Einrichtungen praktisch werden.

Die geringsten Schwierigkeiten wird die Unterstellung strafrechtlicher Handlungen aus Ballons und Luftschiffen bereiten. Man muß besonders den Luftschiffen eine Nationalflagge vorschreiben und dann das in ihrer Heimath geltende nationale Recht anwenden.

Komplizirter ist die Stellung des Völkerrechts zu der Luftschiffahrt. Darf man zu ihren Gunsten ohne Weiteres von einer Luftfreiheit sprechen? Da im Lauf der Zeiten die Freiheit des Meeres proklamirt worden ist, scheint die Luftfreiheit nur eine von der Natur gebotene Parallele des selben Gedankens zu sein. Mit ernstster Miene wird nun aber hier verkündet, daß diese Luftfreiheit noch kein positives Völkerrecht sei; und in der That muß anerkannt werden, daß ein solcher Satz noch nicht zu ausdrücklicher Anerkennung gelangt ist. Sehen wir heutzutage aber nicht oft, daß neue Rechtsätze geboren werden? Wir stehen (dank der Technik) so zu sagen an der Wiege der modernsten Jurisprudenz. Und die Ordnung, die in der internationalen Telefunkenkonvention (die vom ersten Juli 1908 ab gelten sollte) eingeführt wurde, ist als eine wirkliche Vorstation zu dem neuen Dogma von der Luftfreiheit anzusehen. Mit der Proklamation der Luftfreiheit zu Gunsten der Aeronautik ist die Sache aber noch nicht erledigt. Warum? Jeder Staat hat sehr weitgreifende Interessen, die er auch gegenüber Flugapparaten und Luftschiffen wahren muß; und um es zu können, muß er den Luftraum beherrschen. Man denke an die sanitären Interessen, an die der Vertheidigung, an die Zollinteressen. Wie ist hier vorzugehen, wenn man auch international der Luftschiffahrt Freiheit gewähren will? Unterdrücken läßt sie sich wahrlich nicht. Man hat an die Analogie mit dem Küstenmeer gedacht und in Ausweitung dieses Gedankens (Dreimeilentheorie) die Luftschicht in einer bestimmten Höhe der ausschließlichen Souveränität des internen Staates unterworfen. Aber eine mathematische Abzirkelung des Raumes (der Luftzone) ist hier nicht möglich,

weil die Staaten unter Umständen auch in höheren Sphären Interessen zu wahren haben und weil die Aeronautik neben dem Aufstieg und Abstieg (Aufflug und Abflug) auch auf untere Luftzonen für die Fahrt Anspruch erheben muß. So wird man wohl dazu kommen, einen Mittelweg einzuschlagen und einander Konzeßion zu machen. Die aus fremden Staaten kommenden („fliegenden“) Luftschiffe werden das Luftgebiet benötigen dürfen, aber der interne Staat kann in jeder Höhe staatliche, verwaltungsrechtliche, polizeiliche, sanitäre Vorschriften erlassen und ausführen. Wie dies Alles im Einzelnen gut zu ordnen ist, kann nur durch eingehende Prüfung festgestellt werden. Es handelt sich dabei um Probleme, deren Lösung zunächst die Techniker vorzubereiten haben. Dann muß eine Internationale Konferenz einberufen werden. Dabei wird auch nöthig sein, das Luftstraßenrecht zu regeln (man denke an die Signale, an Vorschriften zur Verhütung von Zusammenstößen), die Bedingungen für die Tüchtigkeit der Luftschiffe, über die Lichter auch der Flugmaschinen aufzustellen. Auch muß angeordnet werden, daß jedes Luftschiff eine nationale Fahne hisse, wie jedes Seeschiff. So kommt denn endlich auch der schweizerische Admiral doch zu seinem Recht als Beherrscher einer Luftmeeresflotte wenigstens in Friedenszeiten: was bisher nur in Operetten belacht wurde, wird wenigstens hier Ereigniß. Ferner ist hinzuweisen auf die Nothwendigkeit, die Analogie der Seenoth auch für die Luftnoth zu sichern: den Luftschiffen muß das Recht der Landung in der Noth (*droit de relâche forcée*) ähnlich wie den Seeschiffen gestattet werden.

Besonders schwer wird die Beantwortung der Frage sein, wie die Luftschiffe im Krieg zu behandeln sein werden. Im Haag hat man sich hierüber bekanntlich auf der zweiten Friedenskonferenz noch nicht zu einigen vermocht. Während die erste Friedenskonferenz das Werfen von Geschossen und Sprengstoffen aus Luftschiffen für fünf Jahre verbot, wurde diese Erklärung von der zweiten Konferenz nicht erneuert. Manche Staaten, die ihr beim ersten Mal zugestimmt hatten, lehnten sie jetzt ab: Deutschland, Frankreich, Italien, Rußland, Spanien, Japan. Das Verbot hat also die praktische Bedeutung verloren. Großbritannien, das der ersten Erklärung nicht beigetreten war, hatte sich bekehrt und willigte nun ein. Das Verbot gilt für die Staaten, die sie annehmen bis zum Schluß der dritten Friedenskonferenz. Dabei ist zu beachten, daß Artikel 25 der Konvention über die Gesetze und Gebräuche des Landkrieges bestimmt: „Es ist untersagt, unverteidigte Städte, Dörfer, Wohnstätten oder Gebäude, mit welchen Mitteln es auch sei, anzugreifen oder zu beschießen.“ Für die Staaten, die diese Konvention annehmen, aber die Erklärung in Sachen der Luftschiffe ablehnen, gilt die eben citirte Bestimmung natürlich auch, weil sie eben einen Theil der Gesetze und Gebräuche des Landkrieges ausmacht. Im Uebrigen aber ist die Zeit zur Ordnung dieses kriege-

rischen Völkerrechtstheiles offenbar noch nicht gekommen. Die Studien müssen fortgesetzt werden und man muß dann mit ernstem Willen zur Lösung vor diese Probleme hintreten.

Diese kurze Darstellung zeigt schon, daß der Rechtswissenschaft beim Fortschritt der Technik, im internationalen Leben unserer Zeit, immer wieder neue Aufgaben zufallen. Deshalb muß die juristische Theorie auf dem Wachtposten stehen und dafür sorgen, daß die Neuschöpfungen der Technik auf ein für sie geleitetes Rechtsgleis gebracht werden, auf dem sie sich ruhig, sicher und ohne Anstoß vorwärts bewegen können. Wer solche Probleme löst, führt der Jurisprudenz wieder frisches Blut zu und schützt sie damit vor Erstarrung. Darum darf man sagen, daß die Juristen nur ihre Pflicht thun, die nach dem Blick auf die Vergangenheit auch die Gegenwart, die nächste Zukunft und deren Bedürfnisse scharf ins Auge fassen. Und ich habe immer die Empfindung, daß jede neue technische Großthat auch die Jurisprudenz um ein gutes Stück vorwärts bringt, wenn man sich mit solcher That ernstlich abgibt und ihr den wissenschaftlichen Civilstand anweist. Dies ist der hohe Werth der Technik für die Jurisprudenz. Das Band, das Beide umschlingt, kann ohne Gefahr für Beide nicht zerrissen werden.*)

Zürich.

Professor Dr. Friedrich Reili.

*) Vielleicht darf ich bei dieser Gelegenheit auf meine Schrift „Des Luftschiff im internen Recht und Völkerrecht“ (Zürich, 1908), auf meine Abhandlung „Die Luft in ihrer Bedeutung für das modernste Verkehrs- und Transportrecht“ in Seufferts Blättern für Rechtsanwendung, München 1909, und auf meinen in Berlin gehaltenen Vortrag „Das Luftschiff und die Rechtswissenschaft“ (abgedruckt in den Blättern für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre, 1909) hinweisen. Einzelne rechtliche Fragen, die im Gebiet der Luftschifffahrt vorkommen, habe ich auch in der Schrift: „Die drahtlose Telegraphie im internen Recht und Völkerrecht“ (Zürich, 1908) behandelt.



Le droit des gens est naturellement fondé sur ce principe, que les diverses nations doivent se faire dans la paix le plus de bien et dans la guerre le moins de mal qu'il est possible, sans nuire à leurs véritables intérêts. (Montesquieu.) Im Staat sind die Gesetze von Zeit zu Zeit zu verändern. Denn es steht nicht in der Macht des Staatsbeherrschers, den Zustand der bürgerlichen Gesellschaft, auf den doch die Gesetze zu berechnen sind, unverändert zu erhalten; kein Sterblicher kann sagen: Sonne, stehe still! Oder: Bis hiesher und nicht weiter! (Jachariae.)



Ein neuer deutscher Shakespear.

Seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts tobt der Kampf um die Uebersetzung von Schlegel-Tied, ein Meisterwerk sprachschöpferischer Begabung, das unseren dramatischen Vers beeinflusst hat wie vielleicht nur noch Goethes „Iphigenie“ und „Tasso“. „Los von Schlegel!“ war mit einem Male die Parole im Philologenlager. Gegenüber den heftigen Angriffen der Revisionisten blieb die deutsche Shakespear-Gesellschaft auf einem diplomatisch abwartenden Standpunkt: sie bezeichnete die Verbesserung des Textes als ein dankenswerthes Privatunternehmen, konnte sich aber nicht dazu verstehen, die Arbeit eines einzelnen Mannes mit ihrem Namen zu decken. Offenbar hielt sie es mit Falstaffs Grundsatz: „Das bessere Theil der Tapferkeit ist Vorsicht.“ Das weniger gute hatte Professor Hermann Conrad erwählt: er corrigirte die, „nimmt Alles nur in Allem“ (so darf man von Rechts wegen nicht mehr sagen, da die Stelle falsch wiedergegeben ist), beste Uebersetzung der Deutschen wie den Aufsatz eines lichterfeld'schen Kadetten und glaubte, seinen Namen an die Sterne geschrieben zu haben. Aber jetzt vermochte der Shakespear-Generalstab noch weniger als vorher sich zu entschließen, seine segnenden Hände auszubreiten. Die große Frage war nicht nur nicht beantwortet, sondern nach all dem unnützen Wortgefecht kaum vom Flock gerückt. Wir hatten einen wissenschaftlich geklärten Schlegel-Tied.

Und nun kommt die That. Nicht aus dem Generalstab und zum Glück nicht von einem Nur-Philologen. Friedrich Gundolf, ein Jünger Stefans George, will der deutschen Nation einen neuen Shakespear schenken. Der erste Band der im Ganzen auf zehn Bände berechneten Ausgabe ist bei Georg Bondi in Berlin erschienen. Der Verleger war ihr ein hochherziger Mäcen, der für eine sehr splendide Ausstattung sorgte. Melchior Lechter hat den Druck überwacht und in seinem Sakralstil Hierleiten beige-steuert; aber mit weniger Bier könnte man für meinen Geschmack mehr leisten: der greisfarbige Druck hat (für mein Auge wenigstens) etwas Fladeriges und die auf jeder Seite angebrachte Umrahmung des Schriftsatzes wirkt auf die Dauer nicht beruhigend.

Soll man nun Hofmann oder Percat schreien? Vorläufig weder das Eine noch das Andere. Obwohl wir bis jetzt nur einen kleinen Bruchtheil des Gesamtwerkes haben, stehen sich die Meinungen schon gegenüber wie Schwarz und Weiß. Julius Bab urtheilt begeisterungstrunken: „Wenn das deutsche Volk noch in irgendeinem Grade ästhetische Lebensinteressen hat, so ist die That Friedrichs Gundolf ein Nationalereigniß.“ Und der Shakespear-Biograph Max J. Wolff verurtheilt drakonisch: „Ein großer Aufwand, schmählich! ist v.athan.“ Hyperbel rechts, Hyperbel links; die Wahrheit in der Mitten.

Gundolf's erster Band enthält die Römerdramen; Schlegels „Julius

Caesar“ überarbeitet, den „Coriolanus“ und „Antonius und Cleopatra“ völlig neu übersetzt. Daß Dorothea Tsch, die den „Coriolanus“, und Daudissin, der „Antonius und Cleopatra“ übersetzt hat, ersetzt werden mußten, versteht sich von selbst. Sie waren allzu weit hinter Schlegel zurückgeblieben; mußte er sich seine Technik selbst schaffen, so übernahmen sie die seine als etwas Fertiges, Gegebenes; war ihm Shakespeare Erlebnis, so war ihnen Schlegels Uebersetzung das Erlebnis. Sie sind Schlegelianer. Alle, die nach ihnen kamen, haben sie eigentlich übertroffen; und nur der Umstand, daß sie mit einem Großen so eng liirt waren, mag sie vor früherer Deposition bewahrt haben. Wenn Gundolf sie also in den Schatten stellte, so wäre Das allein noch kein Grund, allzu viel Aufhebens von seiner Arbeit zu machen. Es wäre fast ein Kunststück gewesen, sie in unseren Tagen nicht zu überbieten. Daß er es so spielend leicht that, ist zum großen Theil das Verdienst der deutschen Sprache, die heute über ganz andere Möglichkeiten des dramatischen Ausdruckes verfügt und die reichste Entwicklung aus der Sphäre des Abstrakten zum Konkreten hin durchgemacht hat. Heil Dir, daß Du ein Engel bist!

Aber wie verhält sich der neue Mann zu Schlegel? Das muß den Ausschlag geben. „Schlegels Antheil durfte beibehalten werden. Er läßt sich wohl verbessern, aber nicht übertreffen.“ Gundolf will sagen: Schlegel läßt sich wohl in Einzelheiten verbessern, seine Gesamtleistung jedoch nicht übertreffen. Daß er ihn in Einzelheiten verbessert hat, mag eine Auslese zeigen.

Shakespeare: Nor heaven nor earth have been at peace to-night

Schlegel: Zu Nacht hat Erd' und Himmel Krieg geführt

Gundolf: Nicht Erd' noch Himmel war heut nacht in Frieden

Es ist ein ziemlich belangloser Vers (Caesar II, 2); für Gundolfs Verfahren ist er aber charakteristisch. Man sieht auf den ersten Blick, daß seine Lesart dem Original näher kommt als die Schlegels. Das Deutsche und das Englische decken sich jetzt wie zwei kongruente Dreiecke. Gundolfs erstes Prinzip heißt: die Wörtlichkeit so viel wie irgend möglich zu wahren. „Es handelte sich darum, ganz einfach zu sagen, was da stand, nicht, was auch hätte da stehen können. Darum folgte ich Shakespeares Wort so treu, wie die deutsche Sprache überhaupt heute zuließe.“ Er hat Recht: von zwei inhaltlich und formal gleich guten Versionen verdient die wörtlichere immer den Vorzug, weil sie mehr vom Original giebt. Ich greife noch zwei Beispiele heraus, die schlagend beweisen, daß Gundolf seinen erlauchten Vorgänger in der Wörtlichkeit übertrifft.

Shakespeare: To you our swords have leaden points, Mark Antony

Schlegel: Für Euch sind unsre Schwerter stumpf, Anton

Gundolf: Für Euch sind unsrer Schwerter Spitzen Blei

Indem er den Namen Anton in die vorhergehende Zeile wirft, kann Gundolf

das Bild des Originals wortgetreu festhalten, während sich Schlegel mit dem farblosen „stumpf“ begnügen muß.

Shakespeare: Thorough the hazards of this untrod state
 Schlegel: unter den Gefahren | Der wankenden Verfassung
 Gundolf: Durch dieses ungebahnten Zustands Gefahr

Schlegel paraphrasirt das Original und entfernt sich von seiner konkreten Bildhaftigkeit, indem er „state“ (Zustand) abstrakter als „Staat“ auffaßt; Gundolf lehrt mit Glück zu der ursprünglichen Bedeutung zurück und bleibt Shakespeare auf diese Weise nicht das Geringste schuldig.

Dieses Prinzip der Wörtlichkeit setzt Gundolf ferner in den Stand, die Verszahl des Originals beizubehalten. Während Schlegel manchmal eine Zeile hinzufügen muß, um Shakespeare's Fülle und Wucht einzufangen, kommt Gundolf mit der dem Original genau entsprechenden Verszahl aus; ja, er geht noch weiter: wo sich bei Shakespeare eine unvollständige Zeile findet, wird sie fragmentarisch übernommen. Selbst vor Härten und Unschönheiten schreckt der Moderne nicht zurück. Zum Beispiel:

Cinna: O Caesar . .

Caesar: Fort! Willst Du Olymp versehen?

Schlegel überschreitet hier getrost das Maß des Blankverses:

Cinna: O Caesar!

Caesar: , Fort, sag' ich! Willst Du den Olymp versehen?

Weil bei Shakespeare Rede und Gegenrede in einen Blankvers gespannt sind (O Caesar — Hence! Wilt thou lift up Olympus?), scheut Gundolf eine Krudität wie den artikellofen Olymp nicht. Und so öfter. Das an sich zu billigende Prinzip wird bisweilen übertrieben.

Neulich ergeht es ihm, wenn er um jeden Preis die Sinnlichkeit des englischen Ausdrucks retten möchte und mit einer Kühnheit nachbildet, die mitunter der deutschen Sprache Gewalt anthut. Aber Das sind vereinzelte Auswüchse, auf die man nicht allzu viel Gewicht legen soll in Anbetracht des dichterischen Ingeniums, das Gundolf bewährt. Gerade hier zeigt er sich oft von einer Trefflichkeit, die seiner Arbeit den Werth einer poetischen Neuschöpfung sichern und ihn weit über Schlegel erheben. Einige Beispiele:

Shakespeare: Sign'd in thy spoil, and crimson'd in thy lothe

Schlegel: mit den Zeichen | Des Mordes und von Deinem Blut bespurrt

Gundolf: Behängt von Deiner Bärtsch, roth durch Dein Schweißgen

Wie zahm ist hier Schlegel, wie verwischt er das Bild des von den Jägern erlegten Wildes! Gundolf dagegen hält den Vergleich durch und hält den Vergleich mit Shakespeare aus. Oder:

Shakespeare: Horses did neigh, and dying men did groan;

And ghosts did shriek, and squeal about the streets.

Schlegel: Da wiehern Kofse, Männer röcheln sterbend
 Und Geister wimmerten die Straßen durch.
 Gundolf: Zum Koffewiehern höhnien Sterbende
 Und Geister freischten winselnd durch die Straßen.

Bei Schlegel stört zunächst der Wechsel des Tempus; ferner ist die zweite Zeile sehr viel matter als im Original und die Wendung „die Straßen durch“ wenig glücklich. All Das hat Gundolf vermieden und Shakespeares Höhe mit muthigem Schwung erreicht.

Die Beispiele ließen sich leicht vermehren. Ich sag' es schon: Manchmal geht Gundolf zu weit; die Freude an der Kühnheit der Metapher verleitet ihn zu wahren Salt'mortali des Ausdruckes und er wittert auch da noch Bilder, wo schon bei Shakespeare das Wort sich abgeschliffen hat oder sich abzuschliffen beginnt (etwa wenn er „to cross“ regelmäßig mit „queren“ wiedergiebt: „quert ihn in nichts“). Hier liegt eine Gefahr für ihn. Das Erhabene und das Lächerliche wohnen zu dicht bei einander. Auch scheint er mir (Das ist ein sehr wichtiger Punkt) die Sprechbarkeit des Verses nicht immer genügend zu berücksichtigen. Er überlädt ihn mit Tropen, packt zu viel hinein, drängt die Bilder zu dicht. Ich citire eine Stelle aus „Coriolanus“:

„Hinweg, mein eigener Sinn! Ergreife mich,
 Geist einer Hure. Meine Kriegertheile,
 Die mit der Trommel einklang, werde Piepe,
 Dänn wie die Hämflings- oder Jungfernstimme,
 Die Kindchen einlullt. Schurkenlächeln lagre
 Auf meiner Wange, Schulbubthran' beschlage
 Die Fenster meines Augs, des Bettlers Junge
 Rühr sich durch meinen Mund, mein wehthast Knie,
 Sonst nur gebeugt im Hügel, knide wie
 Des, der Almosen kriegt.“

Ob der Schauspieler, der diese Verse zu sprechen hat, sehr erbaut davon sein wird?

Dazu kommt, daß die Ueberfichlichkeit für das Auge durch eine willkürliche, selbstherrliche Interpunktion überaus erschwert wird. Hier macht sich der Einfluß des Meisters Stefan George abel bemerkbar. Wir haben nun einmal im Deutschen eine logische und keine phonetische Interpunktion; und Aristokratenart, die sonst so streng auf Form hält, sollte sich nicht souverain oder nonchalant über die Toilette des Satzes hinwegsetzen. Auch nicht über die Formen der Satzzeichen. Der kleine senkrechte Strich, der als Komma im Druck verwendet wird, sieht aus, als ob er die Beine bis unter den Hals gezogen hätte. Fort mit solchem typographischem Schnidschnad! Führt eine vernünftige, die herkömmliche Interpunktion ein; sonst könnte Euch ein Uebelwollender nachsagen, Ihr wolltet etwas Besonderes scheinen, weil ihr nichts Besonderes seid, und Ihr habt es doch wahrhaftig nicht nöthig, zu solchen Neußerlichkeiten Eure Zuflucht zu nehmen.

Eine Trug für den den Bearbeiter Schlegels bildet die Frage, wie er sich Citaten gegenüber verhalten solle. Im Allgemeinen bin ich dafür, sie unangestastet zu lassen, weil sie in den Bewußtseinsinhalt der Gebildeten übergegangen sind, falls Schlegel sie nicht direkt falsch übersetzt hat, wie etwa das berücktigte: „So macht Gewissen Feige aus uns Allen“. Gundolf scheint anderer Meinung; auch ohne zwingende Nothwendigkeit, selbst ohne ersichtlichen Grund ändert er. Leider läßt sich nicht behaupten (was die einzige innere Rechtfertigung des Nachkommenden wäre), daß das Gute in allen Fällen dem Besseren weichen muß. Zwei Beispiele: Schlegel läßt den Caesar an der Stelle, wo er wohlbeleibte Männer in seiner Umgebung wünscht, sagen: „Der Cassius dort hat einen hohlen Blick.“ Offenbar genügte Gundolf diese Fassung nicht, weil bei Shakespeare zwei Adjektiva stehen („Yon Cassius has a lean and hungry look“), und so verschlimmbisserte er: „Der Cassius dort sieht dürr und hungrig drein.“ Das müßte uns Cassius erst einmal vormachen, wie man „dürr“ dreinblickt. Während Gundolf hier dem Original getreuer zu folgen bemüht ist, entfernt er sich an einer anderen Stelle von Schlegels Wörtlichkeit. „Wofern Ihr Thränen habt, bereitet Euch, sie jezo zu vergießen“, heißt es bei Schlegel im engsten Anschluß an Shakespeares „If you have tears, prepare to shed them now“. Vermuthlich nahm Gundolf Anstoß an dem alterthümlichen „jezo“, daß jedoch an dieser rhetorischen Stelle einen volleren Klang giebt, und modelte deshalb die Zeile nächstern um: „Wofern Ihr Thränen habt, vergießt sie jezt“. Wo bleibt Shakespeares „prepare“? So könnte man den Mann fragen, der sonst kein Wort der Vorlage zu opfern liebt. Also abermals keine Verbesserung. Einmal ist ihm aber gelungen, einem Citat schlegelischer Prägung eine prägnantere Form zu leihen: „Zulezt, doch nicht der Letzte meinem Herzen“ übersetzt Schlegel das shakespeareische „Though last, not least in love“ und giebt damit nur den Sinn, aber weder die Alliteration noch das Wortspiel; Gundolf setzt dafür das kürzere und schlagendere „Zulezt, nicht zu unliebst“. Nur prosodisch scheint mir seine Verbesserung nicht einwandfrei, weil das unwichtige „zu“ in der Hebung steht und „unliebst“ unrichtig als Oxytonon betont ist; ich möchte ihm daher die Umstellung empfehlen: „Zulezt, zu unliebst nicht.“

Zulezt, zu unliebst nicht sage ich also: Gundolf hat, mag man im Einzelnen Manches gegen ihn auf dem Herzen haben, schon durch diesen ersten Band bewiesen, wie heilig ernst er seine Aufgabe nimmt, und hat sie zum Theil mit schönem Gelingen gelöst. Noch steht ihm Schwereres bevor (Hamlet, Romeo, Sommernachts Traum); mäßigt er aber weise seine allzu kühne Bildnerkraft, so wird er es zur Vollendung bringen. In diesem Sinn sei ihm und seinem wagemuthigen Bearbeiter ein herzliches Glück aufgerufen.

Max Meyerfeld.

Die Pinguine.*)

Es mag scheinen, daß die Belustigungen sehr verschiedenartig sind, die offenbar Reiz für mich haben. Und dennoch kennt mein Leben nur einen Gegenstand; einem großen Plan ist es gänzlich unterworfen. Ich schreibe die Geschichte der Pinguine. Mit Fleiß arbeite ich daran, ohne mich durch die Schwierigkeiten abschrecken zu lassen, die oft für unüberwindlich gelten könnten.

Ich habe die Erde ausgewählt, um die vergrabenen Denkmale dieses Volkes zu entdecken. Die ersten Bücher der Menschen waren Steine. Ich habe die Steine durchforscht, die man als primitive Annalen der Pinguine betrachten mag. Am Gestade des Ozeans habe ich in einem noch unversehrten Totenhügel gestöbert. Darin fand ich, wie Das so Brauch ist, Ketze aus Kieselstein, bronzene Schwerter, römische Münzen und ein Gelbfuß zu einem Franken mit dem Bildniß Ludwig Philipps des Ersten, des Frankenkönigs.

Für die geschichtlichen Zeiten hat die Chronik des Johannes Talpa, eines Mönches vom Kloster Beargarden, mich sehr gefördert. Dort stille ich meinen Durst nach Wissen um so ergiebiger, als für das graue Mittelalter keine andere Quelle pinguinischer Historie aufzuspielen ist.

Reicher sind wir vom dreizehnten Jahrhundert ab; reicher zwar, doch nicht glücklicher. Es ist außerordentlich schwer, Geschichte zu schreiben. Wie weiß man genau, wie die Dinge sich zugetragen haben, und des Historikers Verlegenheit steigt mit der Dokumente Ueberfluß. Wenn ein Geschehnis durch eines einzigen Zeugen Mund bekannt ist, so vertraut man ihm, ohne lange zu schwanken. Rathlos wird man erst, wenn die Ereignisse von zwei oder mehr Zeugen berichtet werden; denn ihre Aussagen widersprechen einander stets und sind stets unverträglich. Sicher ist, daß die wissenschaftlichen Gründe, ein Zeugniß einem anderen vorzuziehen, manchmal sehr stark sind. Wie aber sind sie stark genug, über unsere Leidenschaften, unsere Vorurtheile, unsere Interessen zu siegen, nie, die Flüchtigkeit des Geistes zu überwinden, die allen ernsten Menschen gemein ist. Drum zeigen wir die Thatfachen immer auf eigennützige oder frivole Weise.

Ich wollte etlichen gelehrten Archaeologen und Palaeographen meines Landes und des Auslandes das Ungemach eröffnen, das ich bei der Niederschrift der Geschichte der Pinguine hatte. Sie schenkten mir nur ihre Verachtung. Und sie besaßen mich mit einem Lächeln des Erbarmens, das wohl heißen sollte: „Schreiben denn wir Geschichte? Wesuchen wir, einem Text, einem Document das kleinste Stückchen Lebens oder Wahrheit abzugewinnen? Nein und einfach drucken wir die Texte ab. Wir halten uns an den Buchstaben. Der Buchstabe allein hat Werth und Bestimmtheit. Der Geist ist unbewerthbar, unbestimmt. Trugbilder sind die Ideen. Wer Geschichte schreibt, muß höchst eitel sein und Freude am Finden haben.“ All Das lag im Blick und im Lächeln unserer Meister der Palaeographie;

*) Braucht man zum Lob Anatoles France heute noch Etwas zu sagen? Sicher nicht. Sein stärkstes Werk, „Die Insel der Pinguine“, erscheint im Mai bei R. Piper & Co. in München. Ein Werk reifen Humors und frivoller Skepsis, das in ergötlichen Bildern die ganze Kulturentwicklung zeigt. Herr Paul Wiegler hat es sehr gut übersetzt. Hier wird die Vorrede und ein charakteristischer Abschnitt als Roßprobe geboten.

und die Unterbrebung mit ihnen hat mich tief entmutigt. Eines Tages, nach einem Gespräch mit einem hervorragenden Siegelforscher, war ich noch betrübter als sonst. Und plötzlich entsann ich mich: „Aber es giebt doch Historiker. Ihr Geschlecht ist ja nicht völlig ausgestorben. In der Akademie der Geisteswissenschaften werden fünf bis sechs konfervirt. Sie drucken keine Texte; sie schreiben Geschichte. Sie zum Mindesten werden mir nicht sagen, daß zu dieser Beschäftigung Eitelkeit gehört.“ Der Gedanke hob meine Zuversicht.

Am nächsten Tag stellte ich mich einem von ihnen vor, einem klugen Greise. „Ich möchte“, sagte ich, „bei Ihnen, dem Erfahrenen, mir Rath holen. Ich plage mich mit dem Entwurf eines Geschichtswerkes und bringe es zu nichts.“ Achselzuckend erwiderte er: „Weßhalb, guter Herr, wollen Sie sich so anstrengen, weßhalb wollen Sie eine Geschichte verfassen, während Sie nach dem Brauch nur nöthig hätten, die bekanntesten abzuschreiben? Hätten Sie eine neue Ansicht, eine ursprüngliche Idee, stellten Sie Menschen und Dinge in unerwartetem Lichte dar, so würden Sie den Leser überraschen. Und der Leser hat es nicht gern, wenn er übertrastet wird. In einem Geschichtswerk sucht er stets nur die Dummheiten, die ihm schon bekannt sind. Wer sich müht, ihm Kenntnisse zu verschaffen, wird ihn nur beschämen und ärgern. Streben Sie nicht, ihn aufzuklären. Er wird darüber schreiben, daß Sie seinen Glauben beschimpfen. Die Historiker schreiben einander ab. So sparen sie sich Arbeit und vermeiden den Schein des Hochmuthes. Folgen Sie ihrem Beispiel und seien Sie nicht original! Ein originaler Geschichtsschreiber fällt dem Mißtrauen, dem Abscheu von überall her anheim. Meinen Sie, Herr“, fügte er hinzu, „ich wäre der geschätzte, geehrte Mann, der ich bin, wenn ich in meine Geschichtsbücher Neues gebracht hätte? Was ist denn das Neue? Unverschämtes Zeug!“

Er stand auf. Ich dankte ihm für seine Freundlichkeit und wollte gehen; er aber rief mich zurück: „Noch ein Wort. Sofern Sie Ihrem Buch eine gute Aufnahme wünschen, versäumen Sie keinen Anlaß, darin die Tugenden zu preisen, die der Gesellschaften Stütze sind: die Notmüßigkeit gegen den Reichthum, die frommen Gefühle und insbesondere die Entsagung des Armen, diese Grundlage der Ordnung. Versichern Sie, daß in Ihrem Geschichtswerk der Ursprung des Eigenthums, des Adels, der Schutzmansschaft mit der Achtung gewürdigt werden sollen, die solchen Einrichtungen zusteht. Deuten Sie an, daß Sie das Uebernatürliche, wenn es sich zeigt, anerkennen. Dann werden Sie in den besseren Kreisen gefallen.“

Ich habe mich nach diesen weisen Lehren gerichtet.

Mit den Pinguinen vor ihrer Verwandlung habe ich mich hier nicht zu beschäftigen. Rein Recht auf sie beginnt erst in dem Augenblick, wo sie die Zoologie verlassen, um in der Geschichte und der Theologie Bereich einzuziehen. Wirkliche Pinguine: hat der große Heilige Naël in Menschen umgewandelt. Doch einer Klärung bedarf es zunächst; denn heute könnte der Begriff uns verwirren.

Im Französischen wird ein Vogel der arktischen Gegenden, welcher der Gattung der Alke zuzurechnen ist, Pinguin genannt; unter Flossentaucher verstehen wir den Typus der Meeressäuger, welche die antarktischen Meere bewohnen. So versteht etwa Secointe in seinem Bericht über die Reise der „Belgica“. „Von allen Vögeln“, sagt er, „die an der Gerlach-Strasse verbreitet sind, sind die Flossentaucher die interessantesten. Manchmal giebt man ihnen die ungenaue Bezeichnung Pinguine des Südens.“ Doktor J. B. Charcot behauptet im Gegentheil, die echten,

einigen Pinguine seien die Vögel der Antarktis, die wir Flossentaucher nennen, und er beruft sich darauf, daß sie von den Holländern, die 1598 ans Kap Magelhaens gelangten, den Namen *Pinguinos*, wohl um ihres Fettes willen, empfangen hätten. Doch wenn die Flossentaucher sich Pinguine heißen, was sollen dann künftig die Pinguine thun? Doktor J. B. Charcot sagt es uns nicht; und es scheint, als ob es ihn nicht ein Bißchen gräme.

Dagegen, daß seine Flossentaucher jetzt oder von Neuem Pinguine werden, ist nichts zu machen. Als er sie entdeckte, erwartete er sich auch die Befugniß, ihren Namen festzulegen. Aber er sollte doch wenigstens den Pinguinen des Nordens gestatten, Pinguine zu bleiben. So wird es südlische und nördliche Pinguine geben, antarctische und arktische, Afke oder ehemalige Pinguine und Meerergänse oder ehemalige Flossentaucher. Vielleicht wird Das den Ornithologen lästig sein, deren Sorge ist, die Schwimmbügel zu beschreiben und zu klassifiziren. Gewiß werden sie sich fragen, ob der selbe Name für zwei Gattungen passe, die an entgegengesetzten Polen sich aufhalten und mehrfach sich unterscheiden, zumal am Schnabel, an den Flossfedern und den Flossen. Ich für meinen Theil finde mit dieser Verwirrung mich ganz gut ab. Die Ähnlichkeiten zwischen meinen Pinguinen und denen des Herrn J. B. Charcot scheinen, so groß die Unähnlichkeit ist, doch zahlreicher und tiefer zu sein. Bei der einen wie bei der anderen Spielart sind ein ernster, sanfter Ausbruch zu beobachten, komische Wichtigkeit, selbstvergnügte Zudringlichkeit, breitspurige Naune, ein Gehaben, das lächelhaft und zugleich feierlich ist. Die eine wie die andere liebt den Frieden, ist groß im Reden, nach Schauspielen lüßern, der öffentlichen Geschäfte beflissen und vielleicht ein Wenig eifersüchtig auf überlegene Würde. Freilich haben meine Hyperborer nicht schuppige, sondern mit kleinen Federn bedeckte Flossen. Obwohl ihre Beine etwas weniger hinten ansetzen als die ihrer meridionalen Vetter, schreiten sie eben so aus, die Brust hoch, den Kopf gerad. Sie wiegen den Leib eben so bedächtig und ihr os sublime, ihr Ueberschnabel ist nicht zuletzt die Ursache des Trisiums, in den der Apostel versank, als er sie für Menschen hielt.

Das Werk, das hier vorliegt, ist, wie ich zugeben muß, ein Historienwerk alter Schule; derjenigen Schule, welche die Reihe der Begebnisse erzählt, die vom Gedächtniß aufbewahrt worden sind, und so weit wie möglich Ursachen und Wirkungen vermeldet. Das ist eher Kunst als Wissenschaft. Man erklärt, dieses Verfahren genüge peinlichen Geistern nicht mehr; und die antike Klio ist heute als eine Klatschschwester aus der Spinnstube verrufen. Und wohl ist für künftige Zeit eine sicherer aufgebaute Geschichtschreibung denkbar, eine Geschichte der Lebensbedingungen, die uns lehren könnte, was irgendein Volk zu irgendeiner Epoche in allen Gebieten seiner Thätigkeit hervorgebracht und vollendet hat. Diese Geschichtschreibung wird keine Kunst mehr, sondern Wissenschaft sein und auf die Genauigkeit sich verweisen, die der Historie von ehemals fehlte. Doch zu ihrer Erziehung braucht sie eine Unzahl von Statistiken, die man bei allen Völkern und ganz besonders bei den Pinguinen bisher vermißt. Möglich, daß unsere Zeit eines Tages die Elemente einer solchen Geschichtschreibung liefert. Was die Menschheit betrifft, deren Schicksal schon abgelaufen ist, so hat man, fürchte ich, sich auf immer mit einer Chronik nach altem Muster zu bescheiden. Deren Reiz hängt namentlich von dem Scharffinn und dem guten Glauben des Erzählers ab.

Das Leben eines Volkes ist, wie ein großer Schriftsteller des Landes Afke

gefragt hat, ein Gespinnst von Verbrechen, Elend und Wahnsinn. Nicht anders sieht es mit den Pinguinen als mit den übrigen Nationen. Jedoch enthält ihre Geschichte wunderbare Partien, die ich hell beleuchtet zu haben hoffe.

Die Pinguine blieben lange eine kriegerische Schaar. Einer von ihnen, Jakob der Philosoph, hat ihren Charakter in einem kleinen Sittengemälde geschildert, das ich hier mittheile und das man wohl nicht ohne Vergnügen beschauen wird: „Zur Zeit der letzten Draconiden reiste der weise Gratian durch Pinguinien. Als er einmal durch ein kühles Thal kam, wo Kuhglocken in die reinen Lüfte tönten, setzte er sich unter einer Eiche, neben einer Hütte auf eine Bank nieder. An der Schwelle reichte eine Frau einem Kinde die Brust; ein Knabe spielte mit einem großen Hund; ein blinder Greis saß im Sonnenschein und trank mit halb offenen Lippen das Tageslicht. Der Hausherr, ein kräftiger, junger Mann, bot Gratian Brot und Milch dar. Der Philosoph aus Marzuinen nahm diese ländliche Nahrung und sagte: „Freundliche Bewohner eines freundlichen Landes, ich danke Euch. Alles hier athmet Lust, Eintracht, Frieden.“ Während er so sprach, zog ein Hirt vorüber, der auf dem Dudelsack einen Marsch blies. „Was ist Das für eine lebhafteste Melodie?“ fragte Gratian. „Es ist die Kriegshymne gegen die Marzuiner“, antwortete der Landmann. „Jeder singt sie. Die Kindlein kennen sie, ehe sie noch reden. Wir Alle sind gute Pinguine.“ „Ihr seid den Marzuinern nicht gewogen?“ „Wir haßen sie.“ „Warum haßet Ihr sie?“ „Danach fragt Ihr? Sind die Marzuine nicht der Pinguine Nachbarn?“ „Gewiß.“ „Nun, deshalb haßen die Pinguine die Marzuine.“ „Ist Das ein Grund?“ „Sicherlich. Nachbar heißt: Feind. Betrachtet das Feld, das an das meine grenzt. Es ist das Feld des Menschen, den ich am Grimmigsten haße. Nächst ihm sind meine bösesten Feinde die Leute des Dorfes, das am anderen Hang des Thals, unter dem Wäldchen von Weißbirken, emporsteht. In diesem engen, auf allen Seiten geschlossenen Thal liegen nur dieses Dorf und meines; verfeindet also sind sie. Jedestmal, wenn unsere Burschen denen von drüben begegnen, tauschen sie Schmähungen und Hiebe. Und Ihr verlangt, die Pinguine sollten der Marzuine Feinde nicht sein! Wisset Ihr denn nicht, was der Patriotismus ist? Aus meiner Brust dringen nur zwei Rufe: Hoch die Pinguine! Nieder mit den Marzuinen!“ Dreizehn Jahrhunderte hindurch befehlten die Pinguine sämmtliche Völker der Welt, mit immer gleicher Hitze, doch mit wechselndem Erfolg. Dann wurden sie binnen wenigen Jahren Dessen überdrüssig, was sie so lange geliebt hatten, und zeigten eine sehr heftige Reigung zum Frieden, die sie wohl mit Selbigenügen, doch im ehrlichsten Ton verkündeten. Ihre Feldherren bequemen sich der neuen Stimmung an. Ihr ganzes Heer, Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten, Rekruten und Veteranen, war seelenfroh. Nur Federfuchser und Bücherwürmer klagten und Krüppel ohne Weine waren unthätig.

Der selbe Philosoph Jakob verfaßte eine Art moralischer Legende, worin er mit stark komischen Zügen die verschiedenen Handlungen der Menschen beschrieb, und flocht gewisse Umstände der heimischen Geschichte darein. Etlche Personen fragten ihn, warum er diese erdichtete Historie verfaßt habe und welchem Nutzen für sein Vaterland er sich davon verspreche. „Sehr großen“, erwiderte der Philosoph. „Wenn sie ihre Handlungen also travestirt und Dessen, was ihnen schmeichelte, entblößt sehen, werden die Pinguine besser urtheilen und weiser sein.“

In diesem Geschichtsbuch wollte ich nichts, was für Künstler reizvoll ist,

fortlassen. Man wird ein Kapitel über die pinguinische Malerei im Mittelalter finden, und wenn es minder vollständig ist, als nach meinem Sinn gewesen wäre, so habe nicht ich die Schuld, wovon man sich durch die Lecture des grauenhaften Berichtes überführen kann, mit dem ich diese Vorrede beschließe.

Im Juni des vergangenen Jahres hatte ich den Einsatz, nach Ursprung und Fortschritten der pinguinischen Kunst mich bei dem leider so früh verstorbenen Herrn Fulgentius Tapir zu erkundigen, dem gelehrten Urheber der „Allgemeinen Jahrbücher der Malerei, Skulptur und Architektur“. In seinem Arbeitszimmer fand ich ein wunderbar kurzichtiges Männchen, das vor einem Cylinderbureau saß, unter einer sächterlichen Papierlaß, und dessen Augenlider hinter goldener Brille zuckten. Zum Ersatz für die Sehfähigkeit, die ihm gebrach, schnäffelte seine unmäßig lange, bewegliche, mit dem köstlichsten Laßsinn ausgestattete Nase in der sichtbaren Welt umher. Durch dieses Organ setzte Fulgentius Tapir sich mit Kunst und Schönheit in Verbindung. Man weiß, daß in Frankreich die Rusifikritiker meist taub, die Kunstkritiker meist blind sind. So ist ihnen die Sammlung vergönnt, die für die ästhetischen Ideen nothwendig ist. Glauben Sie, mit Augen, die geschickt gewesen wären, die Formen und die Farben wahrzunehmen, werein die räthselvolle Natur sich hält, hätte Fulgentius Tapir über Bergen gedruckter und handschriftlicher Dokumente den Gipfel des doktrinären Spiritualismus erklimmen und jene gewaltige Theorie geahnt, die aller Länder und aller Zeiten Künste auf das Institut de France, ihren obersten Zweck, sich beziehen läßt?

Die Wände des Arbeitsraumes, der Boden, die Decke sogar waren mit herstenden Bündeln Papieres vollgepackt, mit hochgeschwollenen Kartons, mit Schachteln, in denen unendliche Massen von Zetteln sich drängten. Und halb staunend, halb erschrocken blickte ich auf diese Kataster von Bildung, die ihre Dämme zu zerreißen drohten.

„Meister“, sprach ich mit bewegter Stimme, „ich rufe Ihre Güte und Ihr Wissen an, die beide unerschöpflich sind. Wollen Sie in meinen beschwerlichen Forschungen über den Ursprung der pinguinischen Kunst mir Ihre Hilfe gewähren?“

„Werther Herr“, antwortete der Meister, „ich besitze die gesammte Kunst, wohlverstanden: die gesammte Kunst, in alphabetisch und nach den Materien geordneten Zetteln. Ich eile, Ihnen Alles, was die Pinguine betrifft, zur Verfügung zu stellen. Klettern Sie auf die Leiter und ziehen Sie an der Schachtel, die Sie da oben sehen. Sie finden, was Sie brauchen.“

Bitternd gehorchte ich. Doch kaum hatte ich die verhängnißvolle Schachtel aufgeklappt, als ihr blaue Zettel entquollen und, durch meine Finger schlüpfend, herabzuereggen begannen. Als bald öffneten sich, wie von Sympathie gelockt, die nächsten Schachteln und Bäche rothiger, grüner, weißer Zettel flossen hervor und Schlag auf Schlag entströmten sämmtlichen Schachteln die bunten Zettel und rauschten wie im April die Wasserfälle über Bergeshang. In einer Minute war der Boden unter bider Papierseicht verschwunden. Aus unerschöpflichen Vorrathskammern sprudelten die Zettel mit immer wachsendem Getöse; und ihr rasender Schwall ward von Sekunde zu Sekunde beschleunigt. Mit wachsender Nase beobachtete Fulgentius Tapir das Wüthen. Er erkannte die Ursache und ward blaß vor Angst.

„Wie viel Kunst!“ schrie er auf.

Ich rief ihn mit Namen, ich beugte mich, um ihm beim Erklettern der Leiter zu helfen, die unter dem Plagregen wankte. Es war zu spät. Jetzt hatte er

niedergedrückt, verzweifelt, kläglich, seine Sammetkappe und seine goldene Brille verloren. Umsonst stemmte er seine kurzen Arme gegen die Fluth, die ihm bis an die Achsel schwoß. Plötzlich krieg eine gräßliche Wasserhose von Fettelein auf und riß ihn in einen gigantischen Wirbel. Ein Sekunde lang sah ich im Schlund den glatten, blinkenden Schädel des Gelehrten und seine fetten Händchen, dann schloß sich die Tiefe und über regungslosem Schweigen verbreitete sich die Sintfluth. Da ich selbst in Gefahr war, mit meiner Leiter hinabgewälzt zu werden, entfloß ich durch des Fensterkreuzes höchste Scheiße.

Marbods Höllenfahrt.

Wir besigen ein werthvolles Denkmal der pinguinischen Literatur im fünfzehnten Jahrhundert. Es ist die Schilderung einer Höllenfahrt, die der Mönch Marbod vom Orden des heiligen Benedikt unternommen hat, der glühende Bewunderung für den Dichter Vergilius bezeugte. Der in recht gutem Latein geschriebene Bericht ist durch Herrn du Clos des Lunes veröffentlicht worden. Hier findet man ihn zum ersten Mal übertragen. Ich glaube, meinen Landsleuten durch die Mittheilung dieser Seiten zu dienen, die zweifellos in der lateinischen Literatur des Mittelalters nicht einzig dastehen. Unter den sagenhaften Erzählungen, die als verwandt gelten können, nennen wir die Reise des heiligen Brendan, Alberichs Traumgesicht, das Hengeler des heiligen Patricius, erdichtete Beschreibungen des vermeintlichen Aufenthaltes der Toten wie Dante Alighieris Hölliche Komödie.

Im vierzehnhundertdreißigsten Jahr seit des Gottessohnes Menschwerdung, wenige Tage bevor die Feinde des Kreuzes die Stadt der Helena und des Großen Konstantin betraten, ward mir, dem Bruder Marbod, einem unwürdigen Mönch, verstatet, zu sehen und zu hören, was Niemand gehört noch gesehen hatte. Ueber diese Dinge habe ich einen treuen Bericht verfaßt, damit das Gedenken an sie nicht mit mir entschwinde; denn des Menschen Zeit ist kurz.

Am ersten Maitag besagten Jahres saß ich um die Vesperstunde in der Abtei Korrigan auf einem Stein des Kreuzganges bei dem von wilden Rosen umfrängten Brunnen und las nach meiner Gewohnheit einen Gesang des Dichters, den ich vor allen liebe, des Vergilius, der die Nöthel der Erde, Hirten und Fürsten besungen hat. Der Abend hingte seines Purpurmantels Falten um die Klosterbogen und mit bewegter Stimme murmelte ich die Verse, die da zeigten, wie Dido, die Phönizierin, ihre noch frische Wunde unter den Myrthen der Schattenwelt umherschleppt. Da ging der Bruder Hilarius an mir vorüber, von Bruder Synaginth dem Psödrner, begleitet. Der Bruder Hilarius ist, da ihn die barbarischen Zeiten vor der Auferstehung der Musen nährten, in die Weisheit der Alten nicht eingeweiht. Doch hat die Poesie des Mantuaners wie gedämpfter Fackelschein etlichen Glanz in seinen Geist geworfen.

„Bruder Marbod“, sagte er mich, „gehören diese Verse, die Ihr so herunterseufzt, mit geschwelter Brust und sunkeinden Augen, zu jener großen Aeneide, von der Ihr morgens und abends den Blick nicht wendet?“

Ich antwortete ihm, ich läse die Stelle im Vergil, wo der Sohn des Anchises Dido bemerkt, die wie der Mond hinter dem Laub schimmert.*)

*) Der Text lautet: . . . qualem primo qui surgere menseo tut videt aut vidisse putat per nubila lunam. Der Bruder Marbod ersetzt in sonderbarer Unachtsamkeit das von dem Dichter geschaffene Bild durch ein ganz anderes

„Bruder Marbod“, erwiderte er, „ich bin sicher, daß Vergil bei jeder Gelegenheit weise Grundsätze und tiefe Gedanken äußert; doch die Gesänge, die er auf der syrakusanischen Flöte angestimmt hat, haben so schönen Sinn und Fenthalten eine so hohe Lehre, daß man davon ganz geblendet ist.“

„Nehmt Euch in Acht, mein Vater“, rief der Bruder Euagynth mit Bewegung. „Vergil war ein Häubeter, der mit der Tāmonen Hilfe Wunder vollbrachte. So hat er bei Neapel einen Berg durchgraben und ein bronzenes Pferd verfertigt, das die Nacht hat, alle kranken Pferde zu heilen. Er war Totenschwörer und in einer Stadt Italiens zeigt man noch heute den Spiegel, in dem er die Toten erscheinen ließ. Und dennoch hat ein Weib den großen Hegenmeister betrogen. Eine neapolitanische Courtisane lud ihn von ihrem Fenster aus ein, in einem Korb zur Beförderung der Vorräthe emporzuheigen. Und die ganze Nacht ließ sie ihn zwischen zwei Stockwerken schweben.“

Ohne daß es den Anschein hatte, als habe er diese Reden gehört, erwiderte Hilarius: „Vergil ist ein Prophet. Er ist ein Prophet und läßt Alle weit hinter sich, die Sibyllen mit ihren heiligen Haubteliedern und die Tochter des Königs Priamus und den großen Ahner der künftigen Dinge, Platon, den Athener. Im vierten seiner syrakusanischen Gesänge werdet Ihr die Geburt unseres Herrn in einer Sprache angekündet finden, die mehr vom Himmel scheint denn von der Erde.“

Als ich in meiner Studienzeit zum ersten Mal „*Jam redit et virgo*“ las, fühlte ich mich in unendliches Entzücken versenkt. Doch sogleich spürte ich heftigen Schmerz bei dem Gedanken, daß der Verfasser dieses prophetischen Sanges, des schönsten, der je von Menschenlippen kam, auf immer der Gegenwart Gottes beraubt, in ewiger Finsterniß unter den Heiden schmachte. Dieser grausame Gedanke verließ mich nicht mehr. Er verfolgte mich in meine Studien, meine Betrachtungen, meine Aaseiungen. Wenn mir einfiel, daß Vergil des göttlichen Anblickes verlustig sei und vielleicht in der Hölle des Schicksal der Verdammten theile, hatte ich weder Freude noch Ruhe und mir widerfuhr, daß ich täglich mehrmals ausrief, die Arme gen Himmel gestreckt: „Enthälle mir, Herr, welches Loß Du Dem bereitet hast, der auf Erden sang, wie die Engel im Himmel singen!“

Nach einigen Jahren wich meine Angst, da ich in einem alten Buch las, daß der große Apostel, der die Heiden in Christi Kirche rief, der Heilige Paulus, sich nach Neapel begab und mit seinen Thränen die Grabstätte des Dichters säen heiligte.** Dies war für mich ein Grund, zu glauben, daß dem Vergil, wie dem Kaiser Trajan, das Paradies aufgethan wurde, weil er im Irrthum die Wahrheit

*) Drei Jahrhunderte vor der Epoche, in der unser Marbod lebte, sang man am Tag nach der Weihnacht in den Kirchen:

Maro, vates gentilium,

Da Christo testimonium.

**) Ad Maronis mausoleum

Ductus, fudit super eum

Pias rorem lacrymae.

Quem te, inquit, reddidissem,

Si te vivum invenissem

Poetarum maxime!

geahnt hatte. Man ist zu dieser Ansicht nicht gezwungen, aber ich rede es mir gern ein.“ Nach diesen Worten wünschte mir der Weiss Hilarius den Frieden einer frommen Nacht und entfernte sich mit dem Bruder Hyazinth.

Ich nahm das köstliche Studium meines Dichters wieder auf. Während ich, das Buch in der Hand, nachsann, wie Alle, die Liebe an grausamem Leid sterben ließ, tief im Myrthenwald geheime Pfade gehen, irrte der Sternenglanz glitzernd über die ins Wasser des Klosterbrunnens entblätterten wilden Rosen. Plötzlich zerrannen der Nischelschein, der Duft und der Friede des Himmels. Ein ungeheurer, mit Dunkel und Wetter geladener Boreas ergoß sich brüllend auf mich, hob mich hoch und trug mich wie einen Strohhalm über Felder, Städte, Flüsse, Berge, durch Donnerwolken, während einer Nacht, die aus einer langen Reihe von Nächten und Tagen bestand. Und als nach dieser beständigen, grausamen Wuth der Orkan sich plötzlich legte, fand ich mich, weit weg von meiner Heimath, im Schoß eines von Cypressen bewachsenen Thales. Dann nahte mir eine Frau von wilder Schönheit, die lange Schleier schleppte. Sie legte mir die linke Hand auf die Schulter, hob den rechten Arm zu einer dichtbelaubten Eiche und sprach zu mir: „Sieh!“ Alsobald erkannte ich die Sibylle, die den heiligen Wald des Avernus hütet, und unter dem buschigen Geäst des Baumes, auf den ihr Finger zeigte, gewährte ich den goldenen Zweig, der der schönen Proserpina genehm ist.

Ich richtete mich empor und rief: „So haßt Du, o prophetische Jungfrau, meinem Wunsch creativen und erfüllt. Du haßt mir den Baum mit dem glänzenden Zweige gezeigt, ohne den Niemand lebendig in die Behausung der Toten bringen kann. Und heiß begehre ich, mit dem Schatten des Vergil zu reden.“

Also sprach ich, riß vom alterthümlichen Stamm den Goldzweig und stürzte furchtlos in den rauchenden Schlund, der zum schlammigen Gefäße des Styx führt, an dem die Schatten den toten Blättern gleich wirbeln. Beim Anblick des der Proserpina geweihten Zweiges holte Charon mich in sein Boot, das unter meinem Gewicht ächzte, und ich landete am Totenufer, vom stammigen Geßel des dreifachen Cerberus empfangen. Ich that, als schwebere ich nach ihm den Schatten eines Steins, und das nächtliche Ungeheuer floh in seine Höhle. Da im Rohr quälten Kinder, deren Augen sich geöffnet und zur selben Zeit dem süßen Tageslicht schon verschlossen haben; dort im flackernden Keller richtete Minos die Menschen. Ich drang in den Myrthenwald, in dem sich müde die Opfer der Liebe schleppen, Phaedra, Prokris, die traurige Eryphyle, Evadne, Bassiphae, Laodamia und Genis und Dido, die Phönizierin. Dann ging ich über das staubige Feld, das den ruhmvollen Reizeyen eingeräumt ist. Von dort gehen zwei Straßen ab: die links führt in den Tartarus, den Kerkenthaß der Wolllosen. Ich schlug die rechts ein, die ins Elysium führt und in die Wohnungen der Dik. Ich hängte den heiligen Zweig an der Göttin Thür und gelangte auf liebliche, in Purpurlicht gefüllte Fluren. Dort waren die Schatten der Philosophen und Dichter in erstem Gespräch. Ueber dem Nasen schwebten Grazien und Mäsen im Reigen. Der alte Homer sang und begleitete sich auf seiner lärblichen Lyra. Seine Augen waren zu, doch seine Lippen funkelten von göttlichen Bildern. Ich sah Solon, Demosthenes und Pythagoras auf der Wiege den spieenben jungen Deuten gelehrt und durch die Blätter eines alten Lorbeerbaumes bemerkte ich Hektor, Orpheus, den schwermüthigen Euripides und die männliche Sappho. Ich ging vorbei und erkannte den Dichter Horaz.

Varus, Gallus und Lycoris, die am Rand eines kühlen Baches saßen. Etwas abseits lehnte Vergil auf dem Stamm einer dunklen, immergrünen Eiche und betrachtete nachdenklich den Wald. Von hohem Wachs und schmalen Hüften, hatte er noch die gedrückte Haut, die ländliche Miene, die nachlässige Tracht, das ungepflegte Aussehen, die, als er lebte, sein Genie verbargen. Ich grüßte ihn fromm und blieb lange sprachlos. Endlich, als die Stimme in meiner eingeschnürten Kehle frei ward, rief ich: „O Du, der Du den ausonischen Musen so theuer bist, Du Ehre des lateinischen Namens, Vergil, durch Dich habe ich die Schönheit gefühlt. Durch Dich weiß ich vom Tisch der Götter und vom Bett der Göttinnen. Verrichte dem Demüthigsten unter Deinen Anbetern, Dich zu loben.“

„Erhebe Dich, Fremder“, antwortete mir der göttliche Dichter. „Daß Du lebendig bist, erkenne ich an dem Schatten, den Dein Leib im ewigen Abendlicht auf die Wiese lagert. Du bist nicht der erste Mensch, der vor seinem Tode zu diesen Behausungen hinabstiegt, obwohl jeder Verkehr zwischen uns und den Lebenden schwer ist. Doch höre auf, mich zu loben. Ich liebe die Lobsprüche nicht; das verworrene Geräusch des Ruhmes hat mein Ohr stets beleidigt. Drum bin ich aus Rom geflohen, wo Rührgänger und Neugierige mich kannten, und habe in der Einsamkeit meiner theuren Parthenope gearbeitet. Und ferner bin ich, um an Deinem Lob Gefallen zu finden, nicht sicher genug, daß die Menschen Deines Jahrhunderts meine Verse begreifen. Wer bist Du?“

„Ich heiße Marbod und komme aus dem Reich Afrika. In der Abtei Korrigan habe ich mein Gelübde abgelegt. Tag und Nacht lese ich Deine Gedichte. Um Dich zu sehen, habe ich die Unterwelt betreten; mich drängte es, Dein Los zu wissen. Auf Erden streiten die Gelehrten oft darüber. Den Einen ist es höchst wahrscheinlich, daß Du, weil Du unter der Macht der Dämonen gelebt hast, jetzt in den unauslöschlichen Flammen brennst. Andere, klügere äußern keine Meinung, da sie dafür halten, daß Alles, was man von den Toten sagt, ungewiß und lügnereihaft ist. Mehrere, die allerdings nicht gerade sehr geschickt sind, schwören, weil Du dem Ton der sizilianischen Musen erhöht und die Niederfahrt eines neuen Kindes vom Himmel her verkündet hast, seiest Du wie der Kaiser Trajan zugelassen worden, im christlichen Paradies die ewige Seligkeit zu genießen.“

„Du siehst, daß Dem nicht so ist“, antwortete der Schatten lächelnd.

„In der That begegne ich Dir, o Vergil, unter den Helden und Weisen, auf jenen elydischen Feldern, die Du selbst beschrieben hast. So hat denn nicht, wie Etlche auf Erden glauben, ein Bote Dessen, der droben herrscht, Dich gesucht?“

Nach ziemlich langem Stillschweigen sagte er: „Ich will Dir nichts verhehlen. Er hat mich rufen lassen. Einer seiner Diener, ein schlichter Mann, hat mir ausgerichtet, man erwarte mich und, obgleich ich in ihre Mythen nicht eingeweiht bin, sei mir in Ansehung meiner prophetischen Gesänge ein Platz in der Runde der neuen Sekte bestimmt. Doch ich habe mich geweigert, dieser Einladung zu entsprechen; ich hatte keine Lust, umzuziehen. Nicht etwa, weil ich die Verwunderung der Griechen für die elydischen Felder theile und hier die Freuden spüre, um deren willen Proserpina ihre Mutter vergaß. Was ich in der Hölle davon sagte, habe ich selbst niemals recht geglaubt. Von Philosophen und Naturforschern gebildet, hatte ich eine zutreffende Ahnung der Wahrheit. Das Leben ist in der Unterwelt in äußerstem Maße verringert; man süßt sich weder trotz

noch betrübt: es ist, als ob man nicht wäre. Die Toten haben nur so viel Dasein, wie die Lebenden ihnen leihen. Und doch zog ich vor, hier zu bleiben.“

„Doch welchen Grund hast Du für eine so seltsame Weigerung angegeben?“

„Ausgezeichnete Gründe gab ich an. Ich sagte dem Gesandten Gottes, ich verdiene die Ehre nicht, die er mir bringe, und man vermuthet in meinen Versen einen Sinn, den sie nicht in sich haben. In der That habe ich nie durch meine vierte Ekloge meiner Vorfahren Glauben verrathen. Nur unwissende Juden konnten einem Barbarengott zu Liebe einen Gesang deuten, der die von den sibyllinischen Orakeln angesagte Wiederkehr des Goldenen Zeitalters verherrlicht. Ich entschuldigte mich also damit, daß ich sagte, ich könne einen Platz nicht einnehmen, den man mir nur irrsinnlich zugedacht habe und den ich nicht beanspruchen wolle. Ferner wandte ich ein, daß meine Gemüthsart und mein Geschmaack wohl zu des neuen Himmels Sitten nicht paßten.“

„Ich bin nicht ungesellig“, sagte ich diesem Mann. „Im Leben habe ich einen sanften, gütigen Charakter gezeigt. Obwohl meine äußerst schlichten Gewohnheiten den Argwohn des Geizes gegen mich erweckten, habe ich nichts für mich allein behalten. Meine Bibliothek war Jedem geöffnet und ich richtete mein Betragen nach dem schönen Wort des Euripides ein: ‚Unter Freunden soll Alles gemeinsam sein.‘ Das Lob, das mir lästig war, wenn ich es empfing, wurde mir angenehm, wenn es dem Varius oder dem Racer zufließ. Im Grunde jedoch war ich skurril und wild; mir behagt die Gesellschaft der Thiere. So gestillt habe ich sie beobachtet, so sehr für sie gesorgt, daß ich, nicht ganz zu Unrecht, für einen sehr guten Thierarzt galt. Man hat mir gesagt, daß die Leute aus Eurer Sekte sich eine unsterbliche Seele zubilligten und sie den Thieren verweigerten. Das ist ein Unsinn, der mich ihre Vernunft anzuweisen läßt. Ich liebe die Heerden und, vielleicht etwas zu sehr, den Hirten. Das würde man bei Euch nicht gern sehen. Einer einzigen Roxime meine Handlungen anzupassen, war ich bemüht; nichts zu übertreiben. Noch mehr als meine schwache Gesundheit hat meine Philosophie mich den maßvollen Gebrauch der Dinge gelehrt. Ich bin nüchtern; aus Vattichsalat und etlichen Oliven nebst einem Tropfen Falernerweins setzte sich meine Mahlzeit zusammen. Mit Maß besuchte ich das Lager der fremden Weiber; und nicht zu lange habe ich dabei verweilt, in der Taberne die junge Syrerin zum Lärm der Klappertangen zu sehen.“) Doch wenn ich mein Verlangen beherrscht habe, so geschah es mir zur Genugthuung und aus guter Zucht. Das Vergnügen zu fürchten, die Vollust zu fliehen, hätte mich der verwerflichste Schimpf geküßt, den man der Natur bereiten kann. Man versichert mich, daß einige Ausermählte Deines Gottes zur Zeit ihres Lebens die Nahrung mieder, aus Liebe zur Entbehrung die Weiber flohen und freiwillig sich nutzlosem Leiden unterwarfen. Ich hätte Furcht, diesen Verbrechern zu begegnen, deren Wahnsinn mir ein Abscheu ist. Man soll einem Dichter nicht anfinnen, daß er zu eng einer physischen und moralischen Doktrin sich anschließe. Uebrigens bin ich Römer und die Römer wissen nicht, wie die Griechen, tiefe Spekulationen subtil zu führen. Wenn sie eine Philosophie übernehmen, thun sie es vor Allem, um praktischen Vortheil daraus zu gewinnen. Siron, der unter uns hohen Ruf genöß, hat mich das System des Epikur gelehrt, den nichtigen

*) Marbod scheint also zu glauben, daß die Copa von Vergil sei.

Schrecken befreit und den Grausamkeiten abspenstig gemacht, welche die Religion unwissenden Menschen eintreibt. Von Zenon habe ich gelernt, unvermeidliche Uebel standhaft zu ertragen. Ich habe mir die Gedanken des Pythagoras über die Seelen der Menschen und Thiere angeeignet, die Beide göttlichen Wesens sind; Dies läßt uns ein, uns ohne Stolz noch Scham zu betrachten. Von den Alexandrinern erfahre ich, wie die zuerst weiche und dehnbare Erde um so fester wurde, je mehr Nereus sich daraus zurückzog, seine feuchten Wohnungen zu wölben. Wie sich unmerklich die Gegenstände bil deten. Wie der Regen aus den erleichterten Wolken herabsiel und den stummen Wald speiste und durch welchen Fortschritt endlich seltene Tiere auf den noch namenlosen Gebirgen umherzuirischen begannen. Ich könnte mich an Eures Kosmogonie nicht mehr gewöhnen, die eher für die Kamelweiber der syrischen Sandwästen als für einen Schüler des Aristarch von Samos geschaffen ist. Und was soll im Aufenthalt Eurer Seligkeit aus mir werden, wenn ich dort meine Freunde nicht finde, meine Ahnen, meine Lehrer, meine Götter, wenn ich den erhabenen Sohn der Thea dort nicht sehen darf, die süß lächelnde Venus, die Mutter der Kemeaden, Pan, die jungen Dryaden, die Silbäne und den alten Silen, den Egle mit dem Purpurfaß der Maulbeeren wählt? Diese Gründe hat ich den schlichten Mann dem Nachfolger des Jupiter vorzutragen.“

„Und seitdem, o großer Schatten, wurden Dir keine Botschaften mehr?“

„Keine.“

„Zum Trost für Deine Abwesenheit, Vergil, haben sie Dichter: Kommodian, Prudentius und Fortunatus, die alle Drei in finsternen Tagen geboren sind, wo man von Prosodie und Grammatik nichts mehr wußte. Doch sage mir, haßt Du, Mantuaner, nie andere Kunde von Gott erhalten, dessen Gesellschaft Du so absichtlich verschmäht haßt?“

„Nie, so weit ich mich erinnere.“

„Haßt Tu mir nicht gesagt, ich sei nicht der Erste, der lebendig zu diesen Wohnungen kam und sich Dir vorstellte?“

„Du bringst mich dazu, nachzudenken. Vor anderthalb Jahrhunderten, wie mir scheint (es ist für die Schatten schwer, Tage und Jahre zu zählen) wurde ich in meinem tiefen Frieden durch einen seltsamen Besucher gestört. Als ich unter dem fahlen Laub am Rande des Styx irrte, sah ich, wie vor mir eine menschliche Gestalt sich stracks erhob, die noch schattiger und finsterner war als die der Bewohner dieser Gekade. Ich erkannte einen Lebenden. Er war hochgewachsen, hager, mit Adlernase, spitzem Kinn, hohlen Wangen. Seine schwarzen Augen sprühten Flammen, eine rothe, mit Lorber umkränzte Kappe drückte auf seine entseßlichsten Schläfen. Seine Knochen rachen durch das knappe, braune Gewand, das bis zu seinen Fersen reichte. Er grüßte mich mit einer Ergebenheit, in der wilder Trotz lag, und richtete das Wort in einer Sprache an mich, die noch falkener war und verworrener als die der Gallier, mit denen der göttliche Julius die Legionen und die Kurie füllte. Endlich verstand ich, er sei nah bei Praetulae geboren, in einer von Sulla am Ufer des Arnus begründeten und zu Wohlstand gediehenen Kolonie. Er habe die munizipalen Ehren erhalten, doch als zwischen Senat, Rittern und Volk blutiger Zwist ausbrach, habe er sich ungekrönten Hergens dareingeßürzt. Jetzt sei er bestigt, verbannt und schleppe sich in langem Exil durch die Welt. Er malte mir Italien, das von Zwist und Krieg noch mehr zerrissen sei als in meiner Jugend-

zeit und der Zukunft eines neuen Augustus entgegenzusehe. Ich beklagte mein Anglied und dachte dessen, was ich durchgemacht hatte.

Eine wogelotte Seele erregte ihn unablässig und sein Geist nähete Nieligedanken. Doch (ach!) durch seine Rauheit und Unwissenheit beugte er den Triumph der Barbarei. Er kannte weder die Poesie noch die Wissenschaft, nicht einmal die Sprache der Griechen und besaß über den Ursprung der Welt und die Natur der Götter keine antike Tradition. Ernst sagte er Verse auf, die zu meiner Zeit, in Rom, von den kleinen Kindern verlacht worden wären, die fürs Baden noch nicht zählen. Der Haufe ist zum Wunderglauben geneigt. Die Eruster zumal haben die Höhle mit grauenhaften, den Träumen eines Kranken ähnlichen Dämonen bevölkert. Daß die Einbildungen ihrer Kindheit nach so vielen Jahrhunderten sie noch nicht verlassen haben, Das erklären hinreichend die Folge und das Fortschreiten der Unwissenheit und des Elends. Aber daß einer ihrer Würdenträger, dessen Geist sich über das gemeine Maß erhebt, den Wahn des Volkes theilt und sich ob jener scheußlichen Dämonen entsetzt, die zu Porzenas Zeit die Bewohner dieses Landes auf die Wände ihrer Gräber malten: Das muß den Weisen mit Kummer erfüllen. Mein Eruster sagte mir Verse her, die er in einem neuen Dialekt verfaßt hatte, welchen er die Volkssprache nannte und dessen Sinn ich nicht entzählen konnte. Mein Ohr war mehr überrascht als begabert, zu hören, daß er, um den Rhythmus zu bezeichnen, dreimal bis viermal in regelmäßigen Zwischenräumen den selben Klang wiederholte. Dieser Kunstgriff scheint mir durchaus nicht geistvoll. Aber den Toten steht es nicht zu, Neuigkeiten zu beurtheilen.

Uebrigens: nicht, daß dieser Kolonist des Sulla, da er in unglücklichen Zeiten geboren ist, unharmonische Verse schreibt, daß er womöglich ein eben so schlechter Dichter ist wie Sabinus und Naevius, nicht Dies werfe ich ihm vor. Ich habe gegen ihn Beschwerden, die mich näher berühren. O, wahrhaft ungeheuerlicher und kaum glaublicher Umstand! Dieser Mann hat, als er auf die Erde zurückgekehrt war, haßenswerthe Lügen über mich ausgesät. An mehreren Stellen dieser wilden Geschichte hat er versichert, ich sei in dem modernen Tatarus, den ich nicht kenne, sein Gesicht gewesen. Dreist hat er veröffentlicht, ich habe die Götter Roms falsche, lägnerische Götter geheißen und den gegenwärtigen Nachfolger Jupiters für den wahren Gott gehalten. Sobald Du dem süßen Tageslicht zurückgegeben wirst und Deine Heimath wiedersehst, mache diese abscheulichen Fabeln zu Schanden! Sage Deinem Volke laut, daß der Sängler des frommen Aeneas nie dem Judengott Weibrauch geopfert hat. Man erklärt mir, seine Macht schwinke und an gewissen Zeichen erkenne man die Nähe seines Sturzes. Diese Nachricht könnte mir einige Freude schaffen, wenn man in unseren Wohnungen, in denen man weder Furcht noch Verlangen spürt, Freude empfinden könnte.*

Sprach; und entfernte sich mit einer Geste des Abschiedes. Ich betrachtete seinen Schatten, der über die Asphodelowiese hinglitt, ohne die Halme zu krümmen. Ich sah, daß er desto schmaler und zerfloßener wurde, je weiter er von mir weg war. Er löste sich auf, bevor er den immergrünen Lorbeerwald erreicht hatte. Da begriff ich den Sinn seiner Worte: „Die Toten haben nur so viel Leben, wie die Lebenden ihnen leihen“; und gedankenvoll ging ich über die sahle Wiese bis zum höhnernen Thor.

Ich bekräftige, daß Alles, was man in dieser Schrift findet, wahr ist.

Paris.

Anatole France.

Gräber im Sande.

Wo sich die Dünen höher heben,
 Dehnt sich im Sand ein Friedhof hin.
 Die weißen Möwen drüber schweben,
 Schmucklose Gräber sind darin.

Die Kreuze künden keinen Namen,
 Nur einen Monat, Tag und Jahr.
 Die hier im Tod zusammenkamen,
 Sind eine namenlose Schaar.

Das Meer hat sie hinabgezogen
 Und warf sie wieder an den Strand.
 Die Todesfahrt auf Meereswogen
 Begrub sie hier im Dünenland.

Wie Mancher, den das Meer des Lebens
 Verschlungen, ob er noch so groß,
 Schläft, an dem Wagniß seines Strebens
 Gescheitert, strandend, namenlos . . .

Sylt.

 Maximilian Pfeiffer,
 Mitglied des Reichstages.


Chicago.

James Batten Esq., Chicago, Randolph Street, hat im Juli des vorigen Jahres ein großes Schleppeh ausgeworfen. Nun bringt er die Beute heim. Der Fischzug hat reichlich gelohnt. Tag vor Tag ein paar hunderttausend Dollars. Und Alles „ehrlich verdientes Geld“. Hat James Batten den Weizenpreis etwa künstlich aufgeblasen? Als er anfang, kostete Weizen 86 Cents. Das war vor acht Monaten. In diesen Tagen ging der Kurs bis auf 126 Cents in die Höhe. Der smarte James konnte die Riesenvorräthe, die er aufgehäuft hatte, mit Riesengewinn verkaufen und erzählt jetzt urbi et orbi, daß er ein Feind aller Manipulationen sei. Das ist von selbst so gegangen. Die Nachfrage hat sich gesteigert, das Angebot ist nicht mitgekommen: und so sind die Preise in den Himmel gewachsen. Sehr plausibel für Den, der nicht weiß, daß vor Batten in Chicago Hutchison, Leiter, Gates waren. Die haben es eben so gemacht und sind prompt „aufgeschwängt“ worden, als der Gegenpartei die Geschichte zu theuer wurde. Batten ist nicht originell; auch nicht in der Betheuerung seiner „Solidität“. Die Vorgänger thaten wie er. So grüßt man eben das Handwerk und grüßt dann, stolz, vor die Hunde. Heute ist „the little James“, wie er bei den „Kinnsteinkallern“ heißt, noch anerkannter König. Der Zenderfoot läßt Farm und Vieh im Etich und trägt seine Dollars

nach Chicago. Die Getreidebörse ist zum Mekka der frommen Spekulanten geworden, die auf den guten Stern ihres neuen Gottes schwören. Und wieder einmal ist das tägliche Brot das Objekt schönster Spekulation. Die Unterjochung des Weizens durch die Dollarfürsten hatte sich ein (jung verstorbenen) amerikanischer Dichter, Frank Norris, zum Gegenstand gewählt. Er wollte das „Epos des Weizens“ schreiben; aber der Tod nahm ihm die Feder aus der Hand, nachdem der Jüngling den ersten Theil seines Werkes, den Kampf zwischen den Farmern und den Eisenbahnen, vollendet hatte. Ihm sollte die Schilderung der Getreidebörse folgen. Schade, daß uns diese Offenbarung vorenthalten blieb. Der Stoff ist eines Meisters würdig. Die Zweimillionenstadt am Michigansee, die im Lauf eines halben Jahrhundert zur Beherrscherin des Getreidehandels der Erde wurde.

Vom Brotpreis hängt die geschäftliche Konjunktur ab. Die Kaufkraft des Volkes entwickelt sich in einer der Preiskurve des wichtigsten Lebensmittels entgegengesetzten Richtung. Ein weiteres Steigen der Getreidepreise würde alle Hoffnungen auf eine Belebung der industriellen Thätigkeit in Amerika vernichten. Niedrigere Löhne und höherer Brotpreis: die Folgen wären unabsehbar. Die Auswanderung nach dem Gelobten Land im Westen hat wieder zugenommen. Die Leute glauben der Versicherung, daß drüben der Aufschwung in kurzer Zeit beginnen werde. Noch weiß man nicht, in welchem Umfang der neue Weizenkönig mit den „Elevatoren“ zusammenarbeitet. Das sind die riesigen Getreidepeicher, die den gelben Segen des Westens aufnehmen und ihn, nach dem Willen der Armour und Genossen, dann nach allen Theilen der Staaten und übers Meer verschicken. Chicago hat dreißig Elevatoren, die ungefähr 30 Millionen Bushels (12 Millionen Hektoliter) Getreide aufnehmen können. Wie groß sind die Vorräthe in den Speichern und wie weit werden sie von Patten kontrollirt? An den großen Seen sollen 15 Bushels Getreide lagern, die angeblich von Patten und seinen Strohmannern festgehalten werden. Ob's wahr ist? Jedenfalls darf man aus der Geschichte der Chicagoer Weizencommerc's schließen, daß heute schon eine Baissепartei sich gegen die Hauffemacher rüflet. New York scheint das Hauptquartier der Contreminneure zu sein. Die Rivalität der beiden Städte kommt auch hier wieder zum Ausdruck. Chicago ist ungemein rasch gewachsen; es öffnet die Thür nach dem Westen und beherrscht die großen Seen. Dagegen kann New York mit seinem Hafen nicht aufkommen. Um Chicago haben die Eisenbahnkönige Harriman und Hill gekämpft; und da es ohne Chicago keinen Weg nach dem Pacific giebt, müssen die Getreidespekulanten mit den Eisenbahnmännern in einer Front stehen. Was in Chicago geschieht, bringt das Kapital der ganzen Welt in Bewegung. Noch sind die Wirkungen des neuen Weizenconcerns nur in der Weizenpreissteigerung sichtbar; doch ist zu fürchten, daß der ganze europäische Markt die Erschütterung spüren wird.

Was jetzt in Chicago geschehen ist, sieht anders aus als das von Joe Leiter Unternommene. Damals war die Getreidehauffe eine plötzliche Reaktion gegen einen künstlich vorbereiteten Preisdruck. Die Baissespekulation hatte das Märchen von einer ungeheuren Uebersproduktion in die Welt gesetzt und zwei Jahre lang erfolgreich damit operirt. Der Weizenpreis sank in die Tiefe. Da rückte sich die Natur. Die Getreideberichte ließen erkennen, daß von Rekordpflüssen nicht die Rede sei; und die Hauffiers bekamen Oberwasser. Solcher Rückschlag ist diesmal nicht zu verzeichnen; die Getreidepreise sind nach der starken Aufwärtsbewegung im Jahr 1907 nicht

allzu tief gesunken. Weizen kostet heute 129 Cents pro Bushel in Chicago und 246 Mark pro Tonne in Berlin, also mehr als in der Hauszeit vor zwei Jahren aber von Preisbrüderlei war nichts zu merken. Daß Patten seinen Feldzug ungeführt vorbereiten konnte, kam daher, daß man, in den Tagen der amerikanischen Finanzkrisis, des Balkankriegs, und der allgemeinen Konjunktursorgen, sich um Chicago kaum kümmerte. Dann wirkten die Berichte über den Saatenstand. Die Ernteschätzungen liefern den Spekulanten das wichtigste Material. Auf keinem Gebiet versagt die Statistik so völlig wie auf dem des Ackerbaues. Die endgültigen amtlichen Erntestatistiken mögen schließlich als zuverlässig gelten; aber die dem Schlussergebnis vorausgehenden Schätzungen sind fast immer ganz ungenau. Die Materie bietet freilich manche Schwierigkeit. Die Weizenmenge läßt sich schon deshalb nicht messen, weil die Anbauflächen sich von einer Saatzeit zur anderen ändern. Aber man tagt auch zu leichtsinnig und glaubt zu willig privaten Angaben. Und ehe die Ernteziffern dann sicher ist, hat die Spekulation die Schafe geschoren.

Das amerikanische Ackerbaubureau hat in diesen Tagen seinen Bericht über den Stand der Wintersaaten veröffentlicht. Die Ziffern, die aus Washington herübergeflattert wurden, waren so ungünstig, daß man, wider Erwarten, mit einer schlechten Ernte rechnen mußte. Winterweizen ist danach so rar wie seit Jahren nicht mehr. Patten wäre also im Recht mit seiner Behauptung, bei der Preissteigerung sei es mit natürlichen Dingen zugegangen? Nach den Angaben des Ackerbauamtes in Washington müßte der Ertrag der Winterweizenenernten um etwa 65 Millionen Bushels hinter dem Resultat des Jahres 1908 zurückbleiben. Die Ursache? Nirgends ist eine zu finden. Und die Offenbarungen des Ackerbauamtes sind in höchst merkwürdigem Einklang mit den Chicagoer Tendenzen. Die Herren in Washington sind nicht etwa verdächtig, selbst Spekulationsgeschäfte zu machen; aber sie sind auf Mittheilungen aus den Kreisen angewiesen, die sich in Chicago amüsiren. Die Cornerleute können also auf die Berichte wirken. Die Farmer, die mit Patten gehen und denen Alles daran liegt, den Preis noch höher zu treiben, sind natürlich nicht geneigt, günstige Auskunft über den Stand ihrer Saaten zu geben. Sie schätzen den Ertrag so niedrig wie möglich; sonst würden sie sich ja ins eigene Fleisch schneiden. Auf solchen Angaben beruht der offizielle Bericht des Ackerbauamtes. Dann kam eine englische „Autorität“ und verkündete, Europa werde gezwungen sein, während der nächsten vier Monate 50 Millionen Bushels amerikanischen Weizens zu kaufen. Der Mann vergißt, daß eine Brottsteuerung den Verbrauch einschränkt; Niemand kann ja gezwungen werden, seinen Brotverbrauch unter allen Umständen auf „normaler“ Höhe zu halten. Schließlich fällt die Differenz zwischen dem Weizen- und dem Roggenpreis, die jetzt 65 Mark beträgt, auch ins Gewicht. Wer Weizenmehl zu theuer findet, kauft Roggenmehl (und kann trotzdem „Kulturmenschen“ bleiben). Das sollte einer „Autorität“ nicht unbekannt sein.

Daß Europas Schicksal von den Vereinigten Staaten abhängt, ist nachgerade zum Dogma geworden. Die um Patten glauben felsenfest an das europäische Absatzgebiet. Die Greenhorns sollen die Beche bezahlen. Bis jetzt haben die Yankees selbst sie bezahlt. Ein Opfer hat der Weizencorner schon gefordert. Die newyorker Brokerfirma Ennis & Stoppani mußte ihre Zahlungen einstellen. Das Haus hatte beträchtliche Baifverpflichtungen in Rotweizen, die es, bei der starken Steigerung des Preises, nicht mehr durchhalten konnte. So wurde es insolvent mit etwa 2 Mil-

tionen Dollars Passiven, denen 400'000 Dollars an Aktiven gegenüberstehen. Dieses war der erste Streich. Wann der zweite folgt? Von entscheidender Bedeutung werden die russischen, argentinischen, australischen und kanadischen Weizenverladungen sein. Dort sind Vorräthe, die den europäischen Konsumenten ermöglichen könnten, auf den amerikanischen Weizen zu pfeifen. Nehmen die Verschiffungen von den genannten Ländern aus zu, so ist dem Corner in Chicago der Boden entzogen. Daß es dem Pantess gelingt, den deutschen Weizenpreis auf Chicagoer Parität zu bringen, ist ausgeschlossen. Die Differenz zwischen den Notirungen beträgt immer noch 20 Mark pro Tonne zu Gunsten Deutschlands, wenn man Hamburg als Verkaufsstelle nimmt. Dem amerikanischen Weizenpreis müßte dann noch die Fracht ins Binnenland zugeschlagen werden. James Patten aber ist stolz auf die Richtigkeit seiner Dispositionen, die ihm ungefähr 10 Millionen Mark eingebracht haben. Er hält dem Volk „Gedankenlosigkeit“ vor, weil es nicht vor Monaten schon, wie er, Weizen gekauft hat. Daß es wirklich an ausreichendem Beständen mangle, glauben freilich nur die Deute, die auf Patten schwören. Die pittsburg'schen Bäcker gehören nicht dazu; deshalb haben sie an den Staatssekretär Knox eine geharnischte Eingabe gerichtet. Sie verlangen, daß der Kongreß sich mit den Vorgängen in Chicago beschäftige und die Terminspekulation in Weizen verbiete; wenn sie wagen würden, den Brotpreis zu erhöhen, sei eine Revolte zu erwarten. Werden die Repräsentanten des Volkes den Muth haben, den Machthabern von Chicago entgegenzutreten? Man weiß noch nicht, wie der Corner sich in die Tarifbewegung einfügt. Es kann für und gegen den Schutz Zoll ausgenutzt werden. Die Farmer brauchen keine Hölle; wenn das Ausland die Schutzmauern erniedrigt, können sie ihr Getreide leichter ins fremde Land bringen. Der Schutzzöllner dagegen sagt: „Ihr seht, daß wir Mangel an Getreide haben und nicht exportiren können. Sollen wir nun noch, trotzdem uns die Möglichkeit des Ausgleiches fehlt, den Fremden die Einfuhr ihrer Waaren in unser Land erleichtern? Das wäre schlimm für unsere Handelsbilanz.“ Beide Parteien können also die Weizenhauffe für sich ausnützen.

Leider erleichtert manche europäische Einrichtung den amerikanischen Spekulanten ihr schädliches Handwerk. Ohne Terminhandel gehts im Getreidegeschäft nun einmal nicht; aber die künstlichen Transaktionen der Pantess sind etwas ganz Anderes als das solide deutsche Termingeschäft. Der Vergleich mit dem deutschen Handel ist zwecklos; man sollte lieber an die Einfuhrscheine denken, die eine Prämie auf die Getreideausfuhr gewähren und den Verbraucher zwingen, statt des heimischen Produktes das theure Auslandszeugniß zu kaufen oder im Inland hohe Preise zu bezahlen. Wie groß der Schaden ist, der dem Reich aus dieser Exportbonifikation erwächst, haben Handelskammer und Welteisenkollegium gezeigt. In der Zeit vom ersten August bis zum dreißigsten November 1908 hat die Reichskasse an Hölzen für Koggen und Roggenmehl nur 4½ Millionen Mark eingenommen, dagegen in Ausfuhrscheinen 23 Millionen Mark ausgegeben. Wenn diese Scheine verschwinden, wird das Inland nicht mehr unter Theuerung leiden, die ausländische Spekulation sich nicht so leicht zu Feldzügen entschließen und das Reich seine Einnahmen beträchtlich erhöhen. Reißt solche Frucht am Baum der Erkenntniß, dann mag man Jim Patten, den ehrlichen Cornerhelden, getrost einen Theil von jener Kraft nennen, die stets das Böse will und stets das Gute schafft. Vadon.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Berlin SW 11, Königgrätzerstrasse 45

Fernsprecher: Amt VI, 675 und 875. Telegramme: Ulrichs.

Reichsbank-Giro-Conto.

Bergwerksunternehmungen.



MURATTI



Wir können dem Salamanderstiefel kein Lob andichten, das er nicht verdiente, Laien und Fachleute bezeichnen ihn als das hervorragendste Erzeugnis der deutschen Schuhindustrie.

Fordern Sie Musterbuch H.

Salamander

Schuhges. m. b. H.

Einheitspreis M. 12.50
Luxus-Ausführung M. 16.50

Berlin W. 8, Friedrichstrasse 182
Stuttgart — Wien I — Zürich.

Eigene Geschäfte in den meisten Grossstädten.

Nähret die Nerven mit Neocithin aus Apotheken
Drogerien.

Ludwig Katz, Berlin

Unter den Linden 31.

Vornehme Herren- u. Damen-Moden.

NPG Photo-Papiere u. Films

werden von ernstern Amateuren bevorzugt. — Gesamtpreisliste kostenfrei.

Die verbreitetste Marke



auf der ganzen Welt

Das Bild. Monatsschrift für photographische Bildkunst.

Jahres-Abonnement mit April beginnend Mk. 2.—, Ausland Mk. 2.60.

Probehefte kostenlos

Neue Photographische Gesellschaft A.-G., Steglitz 57.

Berliner-Theater-Anzeigen

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Donnerwetter — tadellos!

Grosse Jahres-Revue in 1 Vorspiel u. 9 Bild.
v. Jul. Freund. Musik von Paul Lincke.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

„Welt-Detektiv“

Preis Berlin 75, Leipzigerstr. 107 Cl.
Ecke Friedrichstrasse. Tel. 1. 3571.
Beobachtungen, Ermittlungen in allen Vor-
kommen und Privatsachen. **Überall!**
Auskünfte üb. Vorleben, Lebens-
weise, Ruf, Charakter,
Vermögen, Einkommen, Gesundheit usw. von
Personen an allen Plätzen der Erde. Diskret.

Unterhaltungs-Restaurant **Wien-Berlin**

Berlin W., Jägerstrasse 63a.

Leitung: Fritz Dreher.

Elegantes Familien-Restaurant.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Aktiengesellschaft für Grundbesitzverwertung

SW. 11, Königgrätzer Strasse 45 pt. Amt VI, 6095.

Insertion

Verkauf, Ballstetten, Fahrzeugverwertung
I. u. II. Hypotheken, Baugelder, bebaute Grund
Sorgsame fachmännische Bearbeitung.

Gebrüder-

Herrnfeld-

Anfang
8 Uhr.

Theater.

Vorverk.
11-2 Uhr.

57 Kommandantenstr. 57

Die beiden Bindelbands

Ferner: „Internationale Künstler-Revue“.

Arkadia Behrenstr. 55-57

Reunions: Sonntag, Mittwoch, Freitag

im neubauten „Moulin rouge“
Jägerstr. 63aReunions: Montag, Dienstag,
Donnerstag, Sonnabend

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten
wir, zwecks Unterbreitung eines vorteilhaften
Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer
Werke in Buchform, sich mit uns in Ver-
bindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Preis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

stücke.

1 M
en
er
n

OPEL Rüsselsheim
Nähmaschinen
Fahrräder
Motorwagen

Man verlange Preisliste.

Busch



Aufnahme mit Busch Bis Telar F: 7.

Busch-Objektive und **Kameras** sind von unübertroffener Leistung bei mässigen Preisen.

Neuheiten

Bis Telar F: 7 Tele-Objektiv für Momentaufnahmen.

Doppel-Leukar-Anastigmat F: 6,8.

Kataloge gratis und franko.

EMIL BUSCH A.-G., Optische Industrie, RATHENOW.

Medizin, Aberglaube und Geschlechtsleben

In der Türkei u. ehem. Vassallenstaaten

Von **Herrnh. Stern.**

2 Bde. ca. 1000 Seiten à 10 M. Geb. à 12 M.
(1 Medizin, Abergl. II D. (intime Geschlechtsleb.)

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

Von **Dr. W. Rudeck.**

2 Aufl. 514 Seit. m. 58 Illustrationen 10 M.
Lwbd. 11¹/₂ M. Hfz. 12 M.

Die Lehre v. d. Kindsabtreibung

u. v. Kindesmord. Gerichtsarztliche Studien v.
Dr. Heier v. Fabricz. 2. Aufl. M. 7 50 Geb. M. 9 —
Ausführl. Prospekte u. Verlagsverzeichn. über
kultur- u. sittengeschichtl. Werke gratis franco.
H. Barsdorf, Berlin W 30, Aschaffenburgstr. 18 f.

Dr. Möller's Sanatorium

Bruchstr. Dresden-Löschnitz, Prospekt

Diatet. Kuren nach Schroth.



Nervenkranken

empfehle in schwierigen Fällen die arznei-
lose Methode der nervenstarken Kultur-
völker. Ausführlichst beschrieben in der natur-
ärztlichen Schrift: **Verschwendung u. Haus-
halt im erkrankten Nervensystem**, III. Aufl.
M. L., Prospekt grat. durch **O. Hohmanns
Verlag**, Berlin NW., Perlebergerstrasse 5.

Ehe-schliessungen England

rechsgültige, in
Pros. 12.; verschlossen 50 Pfg.
Brook & Co., London, E. C. Queenstr. 93/91.

Stottern

Auskunft frei über dau-
ernde Beseitigung.
Osk. Hausdörfer,
Breslau-W. 443.
(ehem. s. schw. Stott) Empf. v. Aerzten, Geistl., Schriftst. etc.

Engelhardt's Chasalla Normal- Stiefel

D.R.Pat. 165 545. 179 971. 196 721.



verhüten nicht allein
**Senkung und
Plattfussbildungen**
sondern überhaupt
alle Fussleiden
und helfen bereits vorhandene.

Chasalla

Schuhges. m. b. H.

W., Leipziger Strasse 19
G., König-Strasse 22-24
W., Tauentzien-Strasse 19

Verlangen Sie Broschüre! **P**

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur
Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.
Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Die von der Generalversammlung auf
7 pCt. festgesetzte Dividende gelangt bei
den Herren **Abel & Co. und Gebrüder
Bunte**, Berlin sowie an der **Casse der
Gesellschaft in Darmstadt** zur Aus-
zahlung.

Odenwälder Hartstein-Industrie, Act.-Ges.
Der Vorstand.

Literarischen Erfolg

ermöglicht bek. Buchverlag. Ueberrnimm. lit.
Werke aller Art m. Kostenbel. Günstigste
Bedingungen. Angebote unter **Z. J. 88.** an
Hassenstein & Vogler A.-G., Leipzig.

Stottern. Verlangen Sie aufklärenden
Prospekt der **J. Schleswig-
Holst. Spezial-Anstalt f. Stotternde** zu **Bad
Oldesloe**. Direktor **E. Schmeling**.

REICHES WISSEN
VERMITTELT
DREI
FÜR NUR **3** PRO MONAT
MARK

HERDER'S Ideal-Konver- sations-Lexikon

Dieses neue Werk ersetzt mit seinem
ungeheuren, präzis gefaßten Wissen
in acht prächtigen Bänden für nur
Mk. 100.— die doppelt so teuren
Lexika. Ich liefere es franko, ohne
Aufschlag gegen monatliche Zahlung
von nur Mk. 3.—. Prochterschöne prägl.

HEINRICH NEUBERGER
VERSANDBUCHHANDLUNG
FRANKFURT a. M. 69.

Passage-Kaufhaus

Betriebsgesellschaft m. b. H.

Friedrichstr. 110-112

BERLIN. Oranienburgerstr. 54-56 a

Frühjahrs - Neuheiten

Damen-Konfektion ☼ ☼ ☼

Damen-Hüte ☼ ☼ ☼ ☼ ☼

Herren-Konfektion ☼ ☼ ☼

(Eigene Maass-Ateliers)

Herren-Hüte (Mayser-Hüte)

Handschuhe ☼ ☼ ☼ ☼ ☼

Schuhwaren ☼ ☼ ☼ ☼ ☼

Herren- u. Damenschirme

u. s. w.

Beste Qualitäten.

Billigste Preise.

Ferner:

Möbel- und Wohnungs-Einrichtungen
Gardinen, Teppiche, Wirtschafts-Artikel

MORPHIUM

Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrenserscheinung. (Ohne Spritze.)

Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.

Moderates Specialsanatorium.
Aller Comfort. Familienleben.
Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v.**ALKOHOL****Auf nach dem herrlichen Küstenlande Dalmatien!****II. Gesellschaftsreise**

nach dem dalmatinischen Pompeji: „Spalato“; nach Montenegro, durch Bosnien, Herzegowina und Ungarn.

Dauer der Reise vom 28. April bis 18. Mai. Preis **650 Mk.**
Anmeldungen bis 23. April.

Prospekte und Auskunft gratis im Bureau der

Hungaria-Germania, Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Berlin W 8, Friedrichstrasse 73.

Ausgabeorte für Fahrkarten der Königlich Ungarischen Staatsbahnen.

Sanatorium Dr. Hauffe Ebenhausen

Obb. bei München

Physikalisch-diätetische Behandlung

für Kranke (auch bettlägerige) Rekonvaleszenten und Erholungsbedürftige Beschränkte Krankenwahl.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät. milde Wasserkur, elektrische und Lichtbehandlung, seelische Beeinflussung, Zanderinstitut, Röntgenbestrahlung, d'Arsonvalisation, heizbare Winterluftbäder, behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke.

Illustrierte Prospekte frei.

Chefarzt **Dr. Loebell.****Lichtenberger Terrain-Aktiengesellschaft.**

Bilanz per 31. Dezember 1908.

Aktiva.		Passiva.	
An Terrain-Conto	5317 820 02	Per Aktien-Kapital-Conto	6 250 000 —
• Hypotheken-Conto		• Reservelonds	68 000 —
nom. I. Stellen „ 260 000,—		• Hypotheken-Reservelonds	85 000 —
„ II. Stellen „ 1 206 776,35		• Reserve-Conto für Tantieme-	
„ 1 496 776,35		Anspr.	406 777 45
zu Buche stehend mit	3 319 277 45	• Kreditoren	67 653 94
• Cassa-Conto	12 972 14	• Bausgeld-Kreditoren	863 984 —
• Bankguthaben	26 639 50	• Häuser-Hypotheken-Conto ..	190 600 —
• Debitoren	57 564 46	• Aval-Conto	101 600 —
• Bausgeld-Debitoren	896 450 —	• Gewinn- und Verlust-Conto ..	103 397 28
• Effekten	22 974 —		
• Hypotheken- u. Beteiligungs-Conto			
Monbijou-Grunderwerbsge-			
sellschaft „ 265 000,— zu			
Buche stehend mit	165 000 —		
• Inventar-Conto	1 —		
• Häuser-Conto	246 654 10		
• Hypotheken- und Effekten-			
Aval-Conto	101 600 —		
	8 137 012 57		8 137 012 57

Zur gef. Beachtung.

Unserer heutigen Nummer ist ein Prospekt der Verlagsbuchhandlung von **Lipsius & Tischer**, Kiel und Leipzig beigegeben über das in seiner Art einzig dastehende Werk **„Ein modernes Volk im Kriege“** in 7 ussügen aus dänischen Briefen und Tagebüchern des Jahres 1863/4 geschildert von **Karl Larsen-Kopenhagen**. Neuerdings beschäftigt man sich mehr als früher mit der Psychologie des Krieges. Das vorliegende Buch zeigt die seelischen und moralischen Bedingungen des Erfolges, die Stimmungen, welche Führer und Truppen beeinflussen, die Hypnose des Krieges. Wir möchten nicht verfehlen, auf das verdienstvolle Werk Larsens empfehlend hinzuweisen.

Ein modernes Volk im Kriege

in Auszügen aus
dänischen Briefen und Tagebüchern
der Jahre 1863/64

geschildert von

Karl Larsen.

Deutsche Ausgabe

unter Mitwirkung von Prof. Karl Larsen

besorgt von

Prof. Dr. R. v. Fischer-Benzon

Landesbibliothekar in Kiel.

===== XII 347 S. gr. 8". — Preis Mk. 6.—. =====

Der Verfasser vorbenannten Buches hat sich der Mühe unterzogen, hunderte von Briefen und Tagebuchaufzeichnungen, die während des deutsch-dänischen Krieges 1864 geschrieben wurden, zu sammeln, um die Eindrücke erkennen zu lassen, die diese Ereignisse im innersten Seelenleben seiner Landsleute hervorgerufen hatten. Das ausserordentlich umfangreiche Material ist in glücklicher Weise derartig verarbeitet worden, dass die Absicht Larsens, durch eine typische Auswahl aus dem vorliegenden Stoff eine vielseitig illustrierende und verhältnismässig leicht lesbare Memoirensammlung eigener Art herzustellen, als vollauf gelungen bezeichnet werden muss. Es kommen nicht bloss die Kämpfenden selbst und die Kriegsgefangenen zu Wort, sondern auch die Daheimgebliebenen, die Angehörigen, die Leute der friedlichen Arbeit, Bürger, Bauern und höher Gebildete beiderlei Geschlechts. Das Werk enthält also keinen eigentlichen Beitrag zur Kriegsgeschichte, sein Wert liegt vielmehr auf dem Gebiet des Psychologischen und Aesthetischen.

Bei den Auszügen aus dem ausgewählten Stoff ist jede auf Sprache und Stil abzielende Aenderung sorgfältig vermieden worden. Nur Flüchtigkeiten, Rechtschreibung und Zeichensetzung wurden korrigiert, um die wirkliche Meinung des Schreibenden klar und plastisch hervortreten zu lassen. Das Buch ist in zwei Hauptgruppen zerlegt: I. „Die Daheim“, II. „Im Felde u. in Kriegsgefangenschaft“.

In den Briefen des ersten Teiles treten besonders Patriotismus, z. T. in Chauvinismus ausartend, Opferwilligkeit, nationales Selbstbewusstsein, Ueberzeugung vom Recht der eigenen Sache, Unterschätzung des Gegners und daher grosse Hoffnungsfreudigkeit hervor; unter den grossen allgemeinen Sorgen vergisst man die kleinen häuslichen nicht, namentlich hebt sich aber das persönliche Herzensverhältnis stark heraus. Aus den Feldbriefen kann man obige Punkte z. T. in ähnlicher Form wieder erkennen, Sorge um die Angehörigen daheim, Geringschätzung des Gegners, keinerlei Anerkennung für dessen Tapferkeit, durchweg wird das eigene Missgeschick mit der numerischen Ueberlegenheit des Feindes oder mit Fehlern der Kriegsleitung begründet. Von Interesse sind die Eindrücke und Darstellungen einzelner Kampfszenen. Während in den Schilderungen der Offiziere die grossen Gesichtspunkte vorwiegen, treten in den Briefen der Soldaten mehr konkrete Einzelheiten in den Vordergrund, die oft mit bewundernswerter Anschaulichkeit gegeben werden. Aus fast allen Briefen spricht aber eine tiefe Religiosität, freilich eine durchweg naive kindliche Frömmigkeit, die sich in dem Vertrauen auf Gottes Beistand äussert. — Vaterlandsliebe, Opfermut, Heldensinn, Kindesliebe, Gattentreue und Gottvertrauen leuchten wohl kaum heller auf als in Zeiten gemeinsamer grosser Not und Bedrängnis. Krieg wird ja an sich immer als ein Uebel betrachtet, weil er in jeder Beziehung genug Hässliches und Abstossendes im Gefolge hat. Erfreulich ist es daher, aus vorliegenden Briefen und Tagebüchern konstatieren zu können, wie Rohheit, Wildheit, Grausamkeit, Brutalität usw. von den eigenen Kameraden fast allgemein verurteilt werden, wie der Feindeshass nie personell wird, sondern meist bald in ein persönliches, beinahe kameradschaftliches Verhalten übergeht. Das verdienstvolle Buch Larsens lässt den spezifisch nordischen Volkscharakter klar zu Tage treten und bietet dem Psychologen eine reiche Fülle interessanter Einzelfragen, dem Historiker ein treues Bild der Stimmung im dänischen Volke und Heere während des Krieges.

Wir bitten mitfolgenden Bestellzettel ausgiebig benutzen zu wollen.

Hochachtungsvoll

Kiel.

Lipsius & Tischer,

Verlags- u. Sortimentsbuchhandlung.

Einige Auszüge aus Urteilen der Presse:

... eine höchst eigenartige und äusserst wertvolle Psychologie des Krieges . . .

Marine-Rundschau,
Jg. 1907 H. 11.

... Es sind lebendige Zeugnisse von menschlicher Schwäche und menschlicher Kraft in schwerer Zeit. Wer Ohren hat zu hören und Augen zu sehen, der wird das Buch nicht vergebens in die Hand nehmen.

Deutsche Literaturzeitung,
Jg. 1908 Nr. 41.

Das Buch führt einen höchst eigenartigen Gedanken aus, weshalb wir die Uebersetzung willkommen heissen. . . . Man bedauert beim Lesen, dass wir kein ähnliches Werk über die grosse Zeit von 1870/71 besitzen.

Deutsche Revue,
Jg. 1908 H. 3.

Diese Sammlung von Briefen ist in ganz ungewöhnlichem Grade geeignet, das dänische Volk in seinem Fühlen und Denken vorzustellen, sie fesseln uns durch das Unmittelbare ihrer Darstellung, durch ihre Natürlichkeit und Ungezwungenheit.

Ungarische Rundschau,
Jg. 1907 Augustheft.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen des Uebersetzers, nun auch diese Sammlung von Briefen deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben. Gruppieren sie sich auch alle um einen gemeinsamen Kern, so steht der Inhalt dieser documents humains doch über Ort und Zeit, indem er unmittelbare, tiefe Einblicke in rein menschliche Gebiete, in das intimste Gefühl- und Gedankenleben aller Schichten und Berufe, von jung und alt, von arm und reich eröffnet.

Jedem Freunde psychologischen Studiums an lebenswarmer Quelle wird das Buch von Interesse und Nutzen sein.

Polit. Anthropol. Revue,
VII. Jg. H. 3.

... ein bemerkenswertes, inhaltlich einzigartiges Buch, in dem wir einen interessanten Beitrag weniger zur Kriegsgeschichte als zur Kriegspsychologie zu erblicken haben.

Kieler Zeitung
v. 13. Juli 1907.

... Der Gedanke ist originell und würde verdienen, auch unsererseits für unsere letzten Kriege ausgeführt zu werden. . . .

Schwäb. Chronik,
Jg. 1907 Nr. 584.

In demselben Verlag erschien:

Krieg und Menschen.

Psychologische Bilder aus einem modernen Kriege von Prof. **Karl Larsen**-Kopenhagen. Zur 40jähr. Gedenkfeier des Krieges von 1864 herausgegeben von Prof. Dr. v. Fischer-Benzon.

60 S. 8° mit 32 Abbildungen Preis Mk. 1.—.

Dieses kleine Buch bildet einen Auszug des voranstehenden grösseren Werkes, von dem das bereits Gesagte ebenfalls gilt. Auch in dieser abgekürzten **illustrierten** Form ist das tendenzlos geschriebene Werkchen empfehlenswert, es bietet dem Soldatenerzieher interessantes Studien-Material und verlohnt reichlich die Stunde, die man seiner Lektüre widmet.



Bestell-Zettel.

Von **Lipsius & Tischer**, Verlags- und Sortiments-
buchhandlung in **Kiel**

bestelle hiermit

.....Exempl. **Larsen, Ein modernes Volk im Kriege.**

Preis Mk. 6.—

.....Exempl. **Larsen, Krieg und Menschen.**

Preis Mk. 1.—

Betrag folgt anbei — ist nachzunehmen — in Rechnung zu stellen.

Ort und Datum:

Unterschrift:

(gefl. recht deutlich.)



In Qualität erstklassig! Im Preise unerreicht billig

sind meine Schusswaffen. Falls Sie dies noch nicht wissen, so lassen Sie sich meinen neuesten Hauptkatalog gratis u. franko kommen; derselbe enthält reiche Auswahl in allen Arten von Jagd- u. Luxusgewehren, Schelben- u. Püschbüchsen in nur bewährten Systemen, Teschings, Revolvern, Pistolen, Munition etc. 5 Jahre Garantie. evtl. 10tägige Probe.

Gustav Zink, mech. Gewerklabrik, Mehlis 182 b Suhl.

Wer geistig arbeitet

der setzt sich leicht der Ueberanstrengung mit allen ihren schlimmen Folgen aus, wenn er nicht nach richtiger Methode zu Werke geht. Der eine muss sich riesig plagen, um das zu meistern, was der andere sich spielend aneignet. Dann gibt es viele, welche wohl rasch einprägen, aber auch wieder rasch vergessen. Die allermeisten aber wenden viel mehr Zeit und Mühe für ihre Arbeit auf, als eigentlich notwendig wäre. Wenn die Geistesarbeiter zuerst alle ihre Fähigkeiten, die Beobachtungsgabe, die Concentration u. s. w. sorgfältig entwickeln und ausbilden würden, dann würde ihre Arbeit nicht nur viel flotter von statuen gehen, sondern sie würde auch in ihrer Qualität ungemein gewinnen. Betrachten Sie die vielen Tausende und Abertausende von Wörtern der verschiedenen Sprachen und Sie sehen, wie viele Verbindungsmöglichkeiten sich durch verschiedenartige Zusammenstellung von nur 26 Buchstaben ergeben, betrachten Sie die Millionen verschiedener Melodien, die aus ein paar Dutzend Noten geschaffen worden sind, und dann werden Sie eine kleine Ahnung von der fabelhaften Zahl der Verbindungsmöglichkeiten bekommen, die sich aus den vielen Tausenden von Eindrücken und Begriffen ergeben, welche in unserem Gehirn aufgespeichert sind. Was anderes ist ein Genie als ein Geist, der im richtigen Augenblicke die richtigen Ideen herausgreift und in Verbindung bringt. Und andere vermögen das nicht, weil ihr Wissen nicht geordnet und nicht jederzeit ihnen so lebhaft gegenwärtig ist, dass sie nur zugreifen brauchen. Wie Sie Ihr Wissen am sichersten ausbauen, ordnen und stets gegenwärtig halten können, zeigt Ihnen am besten Pochlmann's Gedächtnislehre, wie das von Tausenden von Anhängern bestätigt wird. Pochlmann's Gedächtnislehre ist keine Spielerei, sondern eine Lehre, aus der jeder, gleichviel welchen Alters und Standes er sein mag, etwas lernen kann, eine Lehre, welche nicht von vornherein Unmöglichkeiten fordert, sondern ganz stufenweise zum Erfolg führt. Verlangen Sie Prospekt (kostenlos) von

L. Pochlmann, Prannerstrasse 13, München.

Pochlmann's Gedächtnislehre wurde ausgezeichnet mit: 1 Ehrenkruze, 3 Grand Prix, 5 Goldenen Medaillen.

• Hetaera-Krema •

(Name ges. gesch.)

Nur für Teint, à Tube 60 Pfg.

Hetaera-Hand-Krema

nur für Handpflege (u. Wundsein) à Dose 20 Pf.

Chem. Laborat. Hetaera, Dresden 10.

Photograph. Apparate

Neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Madereste Schnellfokus-Cameras.
Bequemste Teilzahlung
Ganz ohne Preisenkung.
Binocles und Ferngläser.
Quadrirte Kataloge kostenfrei.

Schoenfeldt & Co.

(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Schockethal ^{bei} Cassel

Physikal. diltet. Heilanstalt mit modern. Ein-
richtung. Gr. Erfolg. Entzück. sehr geschütz. Lage.
Zeitig. Frühling, mäßig. Sommertemp. Prospekt
gratis. Tel. 151 Amt Cass. **Dr. Schaumlöffel.**

Sommeraufenthalt.

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pro Tag von M. 10.— ab.

„Sanatorium Zackental“

(Camphausen)

Bahnlinie Warmbrunn-Schreiberhau. Tel. 11.

Petersdorf im Riesengebirge

(Bahnhof)

für chronische innere Erkrankungen, ner-
vestischen, Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Broom- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Errungenschaften der
Neuzeit eingerichtet. Windgeschützte,
nebelfreie, nadelholzreiche Höhenlage.
Seehöhe 450 m. Ganzes Jahr besucht.
Näheres die Administration im
Berlin SW., Möckernstrasse 115.

Inserenten-Annahme für „Die Zukunft“ durch Anzeigenverwaltung (Alfred Weber), Berlin SW. 68, Kochstr. 13a, Fernspr. VI. 567. sowie durch städtische Annoncen-Expeditoren.

Henkell Trocken

